

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben
von der
Stiftung Historisches Kolleg

Dokumentationen

6

Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung

Christian Meier

**Die Rolle des Krieges
im klassischen Athen**

München 1991

Schriften des Historischen Kollegs
im Auftrag der
Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
herausgegeben von
Horst Fuhrmann
in Verbindung mit
Knut Borchardt, Lothar Gall, Hilmar Kopper, Karl Leyser, Christian Meier,
Horst Niemeyer, Arnulf Schlüter, Rudolf Smend, Rudolf Vierhaus und
Eberhard Weis

Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner
Organisationsausschuß:
Georg Kalmer, Franz Letzelter, Elisabeth Müller-Luckner, Heinz-Rudi Spiegel

Die Stiftung Historisches Kolleg hat sich für den Bereich der historisch orientierten Wissenschaften die Förderung von Gelehrten, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben, zur Aufgabe gesetzt. Sie vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und ein Förderstipendium sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

In Anerkennung der besonderen Verdienste Theodor Schieders um das Historische Kolleg hat das Kuratorium der Stiftung zum Andenken an seinen Gründungsvorsitzenden eine Gedächtnisvorlesung eingerichtet. Die dritte „Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung“ hielt Professor Dr. Christian Meier (München) am 25. November 1988 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; sie wurde zuerst in der „Historischen Zeitschrift“ (Band 251, Heft 3, 1990, S. 555–605) veröffentlicht.

Die Stiftung Historisches Kolleg wird vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen.

ÜBER den Krieg in der Antike wissen wir, wenn nicht wenig, so doch sehr viel weniger als über viele andere Teile des damaligen Lebens. Wir wissen weniger, als wir wissen müßten und – als wir wissen könnten. Solche Feststellungen klingen nicht sehr glaubwürdig. Denn unsere Überlieferung ist voll von Kriegen, speziell die antiken Historiker haben nichts so sehr zum Inhalt; nach Toynbee handeln vier Fünftel aller antiken Geschichtsschreibung von Kriegen.¹⁾ Und entsprechend hat sich naturgemäß auch die Wissenschaft von der Antike sehr viel damit beschäftigt. Um nur ein Beispiel zu nennen: In Hermann Bengtsons ‚Griechischer Geschichte‘²⁾, dem immer neu aufgelegten Handbuch, das, mindestens in Bayern, wohl nach wie vor so etwas wie Pflichtlektüre fürs Staatsexamen zu sein scheint, wird das 5. Jahrhundert (bis 404) auf 102 Seiten abgehandelt. Ich habe genau sechs Seiten gezählt, auf denen kein Krieg erwähnt wird; und zwei davon enthalten ausschließlich oder fast ausschließlich Übersichten über Literatur, die vielfach von Kriegen handelt, ohne sie im Titel zu tragen.

Allein, über den Krieg handeln und: von Kriegen berichten, also all die Vorbereitungen, die Schlachten, die Ergebnisse nachzeichnen, das ist zweierlei. Im einen Fall geht es um vielerlei Geschehnisse, im andern um das Begreifen der Eigenart, um das für die Antike Typische, also etwa um den Aufweis bestimmter Spezifika der Eröffnung, des Ablaufs und der Beendigung, auch des Er-

¹⁾ *Arnold J. Toynbee*. *Greek Historical Thought*. Oxford 1952, XIII.

²⁾ *Hermann Bengtson*. *Griechische Geschichte von den Anfängen bis in die römische Kaiserzeit*. 2. Aufl. München 1960, 143–245.

trags von Kriegen; der typischerweise mit ihnen verbundenen Zielsetzungen und Erwartungen; um die genauere Bestimmung dessen, was in ihnen auf dem Spiel stand. Es geht um das Verhältnis von Krieg und Frieden, um die Bedeutung, die der Krieg als Wirklichkeit und als Möglichkeit für die Gemeinwesen und für die Systeme, denen sie zugehören, hatte, um seine „Einbettung“ in die politischen, gesellschaftlichen, die mentalen Strukturen der Gemeinwesen und ihrer Welt.

Diese Probleme sind kaum je im Zusammenhang behandelt worden. Wenige Monographien³⁾ sind zu nennen, die auf unterschiedliche Weise sehr verdienstlich sind – aber eben auch zeigen, daß wir über den Krieg im Altertum viel weniger wissen, als wir wissen müßten, und die Frage nahelegen, ob es nicht auch viel weniger ist, als wir wissen könnten.

I.

Dabei ist der Krieg im Altertum stets als ein sehr wichtiger Bestandteil des Lebens angesehen worden. Heraklit nannte ihn den Vater aller Dinge.⁴⁾ Moses Finley weist auch auf Platon hin, der einen Kreter sagen läßt: „Was die meisten Menschen Frieden nennen, das ist nur ein Name; in Wirklichkeit herrscht von Natur aus ständig unerklärter Krieg von allen Städten gegen alle andern Städte.“ Das freilich besagt in diesem Zusammenhang nichts.⁵⁾

³⁾ Es handelt sich vor allem um *Ettore Ciccotti*, *La Guerra e la Pace nel Mondo Antico*. Turin 1901; *Dirk Loenen*, *Polemos. Een Studie over Orlog in de Griekse Oudheid*. Amsterdam 1953; *Yvon Garlan*, *La Guerre dans l'Antiquité*. Paris 1972. Dazu für Griechenland die Aufsatzsammlung *Jean-Pierre Vernant* (Ed.), *Problèmes de la Guerre en Grèce Ancienne*. Paris 1968. Mehr auf die militärischen Fragen konzentriert ist *William Kendrick Pritchett*, *The Greek State at War*. 3 Vols. Berkeley/Los Angeles/London 1971–1979. Zuletzt: *Moses I. Finley*, *Krieg und Herrschaft*, in: HZ 239, 1984, 286 ff. Finleys Modell krankt daran, daß er den von ihm monierten Fehler der Forschung nur umkehrt: Wo andere vielleicht die *ὄφελία* als Kriegsmotiv unterschätzten, tut er dasselbe mit *τιμῆ* und *δέος* (Thukydides 1,76,2). Vgl. u. Anm. 107. Das von ihm S. 297 herangezogene Aristoteles-Zitat (Politik 1256b 23–26) kann sich übrigens nur auf bestimmte Kriege beziehen, denn es geht dort nur um den Sklavenerwerb.

⁴⁾ *Hermann Diels/Walter Kranz* (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*. 10. Aufl. Berlin 1961, 162 (Fragment 53).

⁵⁾ *Platon*, *Nomoi* 626a. Finley zitiert es und fährt fort: „Wollte man eine Liste derer aufstellen, die darüber anders dächten, so würde sie schwerlich sehr

Doch ist nicht nur die Historiographie voll von Kriegen, sondern auch auf Vasenbildern, Reliefs sowie in der Groß- und Kleinplastik begegnen uns Bewaffnete in außerordentlich großer Zahl, und oft genug befinden sie sich im Kampf. Auch die Zahl und Intensität der Klagen über den Krieg, seine Mühen und Opfer, denen wir in der antiken Literatur begegnen, spricht für dessen große Bedeutung.

Karl Marx⁶⁾ schreibt zum Altertum: „Der Krieg ist ... die große Gesamtaufgabe, die große gemeinschaftliche Arbeit, die erheischt ist, sei es um die objektiven Bedingungen des lebendigen Daseins zu okkupieren, sei es um die Okkupation derselben zu beschützen und zu verewigen. Die aus Familien bestehende Gemeinde daher zunächst kriegerisch organisiert – als Kriegs- und Heerwesen, und dies eine der Bedingungen ihres Daseins als Eigentümerin.“

Max Weber⁷⁾ hat, wie man weiß, den antiken Stadtbürger im Gegensatz zum mittelalterlichen einen *homo politicus* genannt. Er kam zu dem Schluß: „Die antike Polis war, können wir resümieren, seit der Schaffung der Hoplitendisziplin eine Kriegerzunft.“ Und in der ständigen Bereitschaft zum Krieg, der Unsicherheit, der Beanspruchung von Kraft und Vermögen der Bürger in der Antike sah er eine wesentliche Ursache dafür, daß die antike Wirtschaft sich nicht entsprechend der mittelalterlichen entwickeln konnte.

Jacob Burckhardt⁸⁾ berichtet voll Schauder vom Kriegerischen der Griechen. Ich bringe nur ein Zitat: „Griechen, also erstens Mörder von Mitgriechen und zweitens kunstsinnig“.

lang.“ – Er hat nur verkannt, daß Platon keineswegs behauptet, die Kriege seien damals häufig gewesen. Er spricht ja gar nicht vom Krieg, sondern vom Frieden (den er nur nach seinen Maßstäben für Krieg hält: *Loenen*. *Polemos* [wie Anm. 3], 56 mit Hinweis auf *Philo. de continentia* 12.p.411f.). Vgl. Anm. 103.

⁶⁾ *Karl Marx*, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: *Marx/Engels, Werke*. Bd. 42. Berlin 1983, 386. Vgl. ebd. 399. Dazu *Yvon Garlan*, *Éléments de Polémologie Marxiste*, in: *Mélanges Georges Daux*. Paris 1974, 139 ff.

⁷⁾ *Max Weber*, *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5., rev. Aufl., besorgt v. Johannes Winckelmann. Tübingen 1972, 809 f.; *Johannes Hasebroek*, *Griechische Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte*. Tübingen 1931, 19, 69, 103 ff., 156, 163, 201, 233. Arnaldo Momigliano nennt den Krieg „the centre of Greek life“; *ders.*, *Secondo Contributo alla Storia degli Studi Classici*. Rom 1960, 21.

⁸⁾ *Jacob Burckhardt*, *Über das Studium der Geschichte*. Hrsg. v. Peter Ganz. München 1982, 120.

Und Jean-Pierre Vernant⁹⁾, einer der bedeutendsten französischen Altertumswissenschaftler unserer Jahre, hat vor nicht allzu langer Zeit den Krieg nicht nur den „Normalzustand“ in den Beziehungen zwischen den griechischen Städten genannt, sondern geradezu erklärt: „Der Krieg ... ist das Politische selbst; er wird mit der Stadt identisch, und der Krieger mit dem Bürger.“ Über die außerordentliche Häufigkeit der Kriege in der Antike scheint ohnehin Übereinstimmung zu herrschen.¹⁰⁾

Allein, wieviel wissenschaftlich gesicherte (oder auch nur wahrscheinlich gemachte) Erkenntnis in diesen Auffassungen enthalten ist, kann gefragt werden. Ob die Kriege in der Antike durchweg *besonders* häufig waren, ist zweifelhaft. Wo sie es sicher gewesen sind, in der Geschichte der römischen Republik etwa und in der des klassischen Athen (samt den durch dessen Aufstieg und den neuen Zusammenhang des Ägäis-Raums verursachten Folgekriegen), handelte es sich um besondere Fälle. Weiterhin könnte es sein, daß sich die Griechen in Hinsicht auf die Häufigkeit der Kriege von den östlichen Hochkulturen oder von manchen „primitiven Kulturen“ gar nicht so sehr unterschieden haben. Zudem sind summarische Feststellungen für die gesamte Antike fruchtbar wohl nur, wenn man die festzustellenden Gemeinsamkeiten explizit gegen die ihnen je korrespondierenden Differenzen hält. Jede etwas genauere Aussage bedarf der Berücksichtigung von Modifikationen, zwischen Römern und Griechen, zwischen früh und spät.¹¹⁾ Am ehesten noch lassen sich negative Aussagen für die Gesamtheit dieser Epoche machen,

⁹⁾ Jean-Pierre Vernant, *Mythos und Gesellschaft im alten Griechenland*. Frankfurt am Main 1987, 45 (frz.: *Mythe et Société en Grèce Ancienne*. Paris 1974, 51). Vgl. ebd. 34f. (frz. 41).

¹⁰⁾ Ausnahmen in letzter Zeit: Peter T. Manicas, *War, Stasis and Greek Political Thought*, in: *CSSH* 24, 1982, 673ff.; Walter Robert Connor, *Early Greek Land Warfare as Symbolic Expression*, in: *P & P* 119, 1988, 3ff.

¹¹⁾ Dieser grundsätzliche Einwand trifft vor allem manche der letzten Arbeiten Finleys, soweit sie sich auf Politik und Krieg erstrecken (auch *ders.*, *Politics in the Ancient World*. Oxford 1983. Einige Argumente dazu in: *Gnomon* 58, 1986, 496ff.) Ein Beispiel, an dem die Vorteile (und Schwierigkeiten) der oben vorgeschlagenen Methode zu studieren sind, bietet vielleicht mein Aufsatz: *Der griechische und der römische Bürger. Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Ensemble gesellschaftlicher Bedingungen*, in: Ernst G. Schmidt (Hrsg.), *Griechenland und Rom*. Berlin 1990/91.

wenn man etwa feststellt, was der gesamten Antike im Vergleich zur Neuzeit fehlt. Selbst innerhalb der griechischen Polis-Welt gab es Größenunterschiede, die durchaus qualitative Verschiedenheiten bedingt haben.¹²⁾

Jacob Burckhardt stellt einfach ein Paradox dar, ein Nebeneinander, das unsern (oft genug noch klassizistischen) Erwartungen zu widersprechen scheint. Vielleicht aber besagt es gar nicht so viel, sobald wir einmal diese Erwartungen auf ihre Berechtigung überprüfen.

Max Weber betont das Militärische an der Antike besonders, weil er darin den wichtigsten harten, handgreiflichen Unterschied zur mittelalterlichen Stadt entdeckt zu haben meint. Doch lassen sich seine Argumente, soweit sie überzeugend sind, allesamt und besser für ein Gemeinwesen in Anspruch nehmen, das keineswegs speziell eine Kriegerzunft war, sich vielmehr nur dadurch auszeichnete, daß dort die Bürger zugleich zu Felde zogen, weil es andere Möglichkeiten, eine Streitmacht aufzustellen, nicht gab (kein Steuerwesen zum Beispiel).¹³⁾ Immerhin hat Weber die Antike explizit mit einer anderen Epoche verglichen, was in der Regel nicht geschieht, so sehr die Autoren oft irgendwelche Gegenbilder, zumeist aus der Moderne, im Sinn haben.

Das eigentliche Problem scheint nicht so sehr darin zu liegen, daß Feststellungen wie die eben zitierten recht summarisch sind, sondern vor allem darin, daß man sich zu wenig auf die Betrachtung des Kriegswesens in einzelnen Epochen sowie im jeweils besonderen Ensemble der gesellschaftlichen Bedingungen konzentriert hat; daß auch die angewandten Kategorien zu grob sind. Solange dem so ist, kann man sich bestenfalls dies oder jenes auffallen lassen, kann vereinzelte Unterschiede zur Neuzeit oder bloß zu unsern Tagen herausstreichen. Damit ist für das Verständnis der Antike aber nicht viel gewonnen.

Besonders eklatant scheint der Mangel an zureichenden Kategorien an der – freilich für die Forschung untypischen – Arbeit von

¹²⁾ *Mosche Amit*, *Great and Small Poleis*. Brüssel 1973, 7f.; *Eberhard Ruschenbusch*, *Untersuchungen zu Staat und Politik in Griechenland vom 7.–4. (so!) Jh. v. Chr.* Bamberg 1978, 11.

¹³⁾ Dazu *Christian Meier*, *Die Welt der Geschichte und die Provinz des Historikers*. Berlin 1989, 48 ff.

Vernant aufzuweisen zu sein. Dort ist die griechische Polis zwar gegen die nach Dumézil in den indogermanischen Gesellschaften üblichen Unterscheidungen abgesetzt.¹⁴⁾ Denen sei der Krieger ein „Menschentyp für sich“ gewesen, die Gesellschaft war nach Funktionen differenziert, die Krieger bildeten einen eigenen Stand. Ganz anders die Griechen – außer in Sparta und im Entwurf der platonischen Politeia –, die keine eigens für den Krieg geschaffenen Institutionen, keine spezialisierten Funktionsträger des Kriegs, kein ihm zugeordnetes eigenes Wertsystem kannten: Für sie waren vielmehr die Bürger zugleich die Soldaten, die militärischen Führer zugleich die Beamten.

Insoweit ist kein Zweifel anzumelden (wenn man einmal davon absieht, daß diese Feststellungen fast stets nur für einen Teil der Bürgerschaft gelten können, zumal für die Bauern, die zugleich die Hopliten gestellt haben).¹⁵⁾ Doch dann kommen die Folgerungen: „Der Krieg ist nicht nur der Stadt untergeordnet, im Dienst der Politik; er ist das Politische selbst; er wird mit der Stadt identisch, weil der militärische Handlungsträger (l'agent guerrier) zugleich der Bürger ist, weil der sich als Krieger zeigt, insofern er politischer Handlungsträger ist, mit der Macht versehen, zu gleichen Teilen mit andern die öffentlichen Angelegenheiten zu regeln.“¹⁶⁾

Wenige Seiten zuvor¹⁷⁾ hatte Vernant noch geschrieben, das Politische lasse sich bei den Griechen als die von innen her gesehene Stadt definieren, als das öffentliche Leben der Bürger miteinander. „Der Krieg aber ist dieselbe Stadt nach außen gewendet, die Aktivität derselben Gruppe von Bürgern, nun konfrontiert mit dem, was sie nicht sind, dem Fremden, das heißt in der Regel mit andern Städten.“

Ich muß gestehen, daß es mir zunächst Schwierigkeiten bereitet, den Krieg als eine Stadt zu verstehen, sodann mir die Stadt nach

¹⁴⁾ Vernant, *Mythos* (wie Anm. 9), 45 f.; *ders.*, *Mythe* (wie Anm. 9), 51 f.

¹⁵⁾ Pierre Vidal-Naquet, *La Tradition de l'Hoplite Athénien*, in: *ders.*, *Le Chasseur Noir*. Paris 1981, 125 ff.

¹⁶⁾ So die wörtliche Übersetzung von Vernant, *Mythe* (wie Anm. 9), 51 (abweichend von *ders.*, *Mythos* [wie Anm. 9], 45, dafür sehr genau und etwas holprig).

¹⁷⁾ Vernant, *Mythe* (wie Anm. 9), 40. (*ders.*, *Mythos* [wie Anm. 9], 33 f. ungenau).

¹⁸⁾ Vgl. u. Anm. 103.

außen nur in kriegerischer Funktion vorzustellen. Normalerweise befand sie sich doch – wie gegen Vernant einzuwenden ist¹⁸⁾ – gerade nicht im Krieg, sondern im Frieden, nicht selten sogar in einem mit ihren Nachbarn vertraglich gesicherten Zustand. Vor allem aber ist es doch wohl grotesk, den Krieg mit dem Politischen zu identifizieren. Wenn das Wort „politisch“ irgendeinen Sinn haben soll, sei es im griechischen, sei es in einem modernen Verstande¹⁹⁾, so kann man hier nur energisch Einspruch erheben.

Sucht man den Fehler genauer einzugrenzen, der zu solchen Schlüssen geführt hat, bleibt wohl keine andere Möglichkeit als diese: Vernant hat die Tatsache, daß Bürgerschaft und Armee unter den Griechen so weitgehend aus den gleichen Personen bestanden, für sich genommen und dahin verallgemeinert, daß dann auch der Krieg und das Politische eins sein müßten. Er hat keinen Gedanken daran verschwendet, daß Bürgerschaft und Armee doch sehr verschieden strukturiert waren²⁰⁾: Einmal in „Zivil“, das andere Mal in der Rüstung; hier ungegliedert, dort nach militärischen Gesichtspunkten differenziert; hier zum friedlichen Umgang verpflichtet, dort auf Gewaltanwendung, ja aufs Töten aus; hier als gleiche Bürger, dort dem Befehl unterworfen; hier frei in ihren Entschlüssen (in den verschiedenen Fragen²¹⁾), u. a. ob sie etwa einen Krieg beginnen wollen oder nicht), dort auf die Ausführung des Krieges festgelegt. Und es waren ja auch die Handlungsnormen und -werte in Krieg und Frieden unterschiedlich. So ist der Krieg damals in aller Regel

¹⁹⁾ Dazu *Christian Meier*, Die Entstehung des Politischen. Frankfurt am Main 1983, 15f., 27ff. Bestenfalls könnte man in Carl Schmitts extremer Gleichsetzung von „politisch“ mit „existentiell“ resp. „intensiv“ einen entsprechenden Sinn ausfindig machen. Aber diese Auffassung – auf die übrigens Carl Schmitts Begriff des Politischen ursprünglich (1927) noch nicht hinausgelaufen ist (zur Geschichte seiner Konzeption, der Ersetzung des „Gebietskonzepts“ durch ein „Intensitätsmodell“ *Heinrich Meier*, Carl Schmitt, Leo Strauss und „der Begriff des Politischen“. Stuttgart 1988, 30ff.) und die eine extreme Konsequenz mehr seines Antiliberalismus als seiner Frage nach dem Politischen war – ist weder tolerabel noch den Griechen zu unterstehen.

²⁰⁾ Aristoteles macht einmal einen ähnlichen Unterschied klar, indem er darauf hinweist, daß „wir ja auch sagen, der Chor sei, je nachdem ob er der Tragödie oder der Komödie zugehöre, (etwas verschiedenes, obwohl er vielfach aus denselben Männern besteht“ (Politik 1276 b 4). Vgl. ebd. 1254 b 30: Der πολιτικός βίος eingeteilt in πολεμική und εἰρηνική χροία.

²¹⁾ *Aristoteles*, Politik 1298a3ff.

klar (und auf kurze Zeit) begrenzt, Anfang und Ende rituell markiert²²⁾, eine Unterbrechung dessen, was die Regel war, nämlich des Friedens. Und das politische Leben ist, um das anzufügen, so intensiv auf die „Innenpolitik“ konzentriert, daß es auch von daher keineswegs nahegelegen haben kann, den Krieg – so wichtig er war – für die Hauptsache im Leben der Bürgerschaft zu halten. So jedenfalls aufs Allgemeine gesehen. Eine Ausnahme bildet Sparta, das ein „chronisches Kriegslager“²³⁾ war, und temporär mag es auch sonst einmal anders zugegangen sein.

Andererseits ist die Tatsache der weitgehenden Identität der Personenkreise in Bürgerschaft und Armee nicht so ungewöhnlich, wie Vernant meint. Sie bestand auch in langen Perioden der römischen Republik (und es wäre von Interesse zu fragen, ob sie nicht auch sonst in frühen Kulturen häufiger vorkommt, soweit diese keine ausgeprägten mächtigen Zentralinstanzen hervorbringen, die es vermöchten, genügend Mittel für eine von ihnen abhängige Armee zu sammeln). Auch in Rom gab es keine eigens für den Krieg geschaffenen Institutionen, kein dem Krieg eigens zugeordnetes Wertesystem. Entsprechend sind eine Reihe von Eigenarten, die Vernant damit – sowie mit gewissen von ihm festgestellten Homologien zum Krieg²⁴⁾ – verbindet, so spezifisch griechisch nicht.

Immerhin, was die Griechen dann erreichten, die politische Gleichheit der Bürgerschaft in der Vorstufe der Demokratie, der Isonomie, gab es sonst nicht. Es folgte nicht einfach aus der Gleichheit der Hopliten in der Schlachtreihe, denn dann hätte es rascher entstehen müssen.²⁵⁾ Aber es könnte mit der Rolle der Kriege in jener Zeit zusammenhängen. Doch muß dieser Zusammenhang kom-

²²⁾ *Walter Burkert*, Griechische Religion der archaischen und klassischen Epoche. Stuttgart 1977, 401: „Immerhin kam vom Ritual die Markierung der Stationen des Anfangens und auch des Beendens, es gab weder den unerklärten noch den unbeendeten Krieg“. Daß auch im Krieg bestimmte Normen galten, ist klar, ist auch in andern Zeiten doch wohl die Regel, so daß Vernants Feststellung, Krieg und Frieden stellten „nicht zwei völlig gegensätzliche Zustände“ dar, historisch eine Trivialität ist: *ders.*, Mythos (wie Anm. 9), 40. Vgl. auch *Friedrich Schwenn*, Der Krieg in der griechischen Religion, in: Arch. f. Religionswiss. 21, 1922, 70f.

²³⁾ *Weber*, Wirtschaft und Gesellschaft (wie Anm. 7), 809, der diesen Charakter freilich auch den andern Städten „in irgendeinem Grade“ zuspricht.

²⁴⁾ *Vernant*, Mythos (wie Anm. 9), 35, 39f.; *ders.*, Mythe (wie Anm. 9), 41, 46f.

²⁵⁾ *John Salmon*, Political Hoplitēs?, in: JHS 97, 1977, 93ff.

plizierter gewesen sein, als daß er sich einer Betrachtung im Sinne Vernants erschlösse.

Es gibt also, um insoweit zusammenzufassen, gute Argumente dafür, daß die Frage nach der Bedeutung des Kriegs in der Antike allgemein und speziell für die verschiedenen Epochen noch weithin offen ist. Es ist Mißtrauen gegenüber allen generalisierenden Aussagen geboten. Es ist nicht einmal klar, worum es sich näherhin beim Krieg und beim Militärischen handelt, sonst könnten ja Gelehrte wie Vernant nicht zu so beliebigen, waghalsigen Feststellungen kommen. Und man wird sich kaum damit begnügen können, die Dinge für die Antike und ihre einzelnen Epochen neu zu bedenken, sondern wird zugleich den weiteren Hintergrund historischer Möglichkeiten klären müssen, um die Eigenart der Antike im Ganzen und in manchem Einzelnen zu erkennen.

Im Zusammenhang der damit bezeichneten Problematik wollen die folgenden Betrachtungen verstanden werden. Aber sie sind weit davon entfernt, ihr auch nur halbwegs beizukommen. Sie sind vielmehr einem Einzelthema gewidmet, dem Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. Es bildete einen Sonderfall, entsprechend ist die Erörterung mindestens so sehr an Athen wie am Krieg interessiert. Um aber die Eigenart seiner Kriege und der Ambiance, in der sie ihre Rolle spielten, aufzuweisen, braucht es eine Folie, und dazu soll die unmittelbar vorangehende Zeit dienen.

II.

Wir wissen von den Kriegen der archaischen Zeit, wie sie sich seit etwa der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. herausbildeten, wenig: Immerhin scheint es, daß sie zumeist (!) nur aus einer Schlacht bestanden, inklusive der Vorbereitungen. Herodot läßt den Perser Mardonios sagen, die Griechen führten ihre Kriege sehr unverständlich: „Wenn sie einander den Krieg ansagen, machen sie die schönste Ebene ausfindig, um dann dort aufzumarschieren und zu kämpfen, so daß die Sieger mit großen Verlusten davankommen, von den Besiegten will ich gar nicht erst reden, die werden vernichtet.“ Der Perser meint, da die Griechen die gleiche Sprache sprächen, müßten sie sich eigentlich durch Verhandlungen einigen können. Wenn sie aber schon Krieg gegeneinander zu führen hätten, müßten beide Seiten herausfinden, wo sie am schwersten zu besiegen sind und sich dort versuchen (7,9 b,1).

Mardonios muß nicht alles richtig verstanden, er mag einiges übertrieben haben, aber er hat gewiß recht, wenn er diese Art der Kriegführung sehr merkwürdig findet. Beiderseits²⁶⁾ eine Schlachtordnung, eine Phalanx, Mann neben Mann in mehreren Reihen gestaffelt, alle schwer bewaffnet (griechisch gesagt: Hopliten), höchst diszipliniert. Vorzeichen sind eingeholt, Opfer verrichtet. Dann geht es im Gleichschritt voran, jeder deckt mit dem Schild die rechte Seite des Nachbarn. Flötenmusik, Schlachtrufe und Gesang ertönen. Die Schlachtreihen stoßen aufeinander. Schon der Aufprall kann entscheidend sein. Der Kampf vollzieht sich, wenn er heftig wird, zwischen Einzelnen und in kleinen Gruppen.²⁷⁾ Schließlich ist das eine Heer geschlagen. Der Sieger behauptet das Feld. Er stellt zum Zeichen, zur Bestärkung dessen, aber wohl auch zum Dank an Zeus, vielleicht zu dessen Versöhnung ein Tropaion auf; Beutewaffen um einen Eichenpfahl gehängt, Helm, Panzer, Schild und Speer (wie der Jäger Fell, Schädel und Gehörn des Beutetiers am Baum aufhängt). Es ist ein „Bild des Zeus“, wie es heißt.²⁸⁾ Eben damit ist in aller Regel der Krieg entschieden. Der Feind wird nicht verfolgt. Ein Trankopfer beendet die Feindseligkeiten. Indem der Unterlegene bittet, die eigenen Toten bergen zu dürfen, erkennt er das Ergebnis an.

Gelegentlich finden wir sogar, daß die verfeindeten Städte sich vorher einigen, nicht das gesamte Aufgebot, sondern nur einige Männer von jeder Seite gegeneinander antreten zu lassen. Auch das führt zur Entscheidung, bei vermutlich geringerer Zahl der Opfer. Es hatte freilich seine Schwierigkeiten: Als einmal 300 Spartaner so gegen 300 Argiver kämpften, blieben bei Einbruch der Nacht zwei Argiver und ein Spartaner übrig. Die Argiver zogen sich, da sie meinten, gesiegt zu haben, zurück, der Spartaner aber hatte noch

²⁶⁾ Vgl. zum Folgenden vor allem *Connor*, *Early Greek Land Warfare* (wie Anm. 10), 9 ff. Ferner *Hans Delbrück*, *Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte*. Bd. 1. 3. Aufl. Berlin 1920, 31 ff. *Frank Ezra Adcock*, *The Greek and Macedonian Art of War*. Berkeley/Los Angeles 1957, 3 ff.; *Raoul Lonis*, *Guerre et Religion en Grèce à l'Époque Classique*. Paris 1979.

²⁷⁾ *Connor*, *Early Greek Land Warfare* (wie Anm. 10), 14; *Tonio Hölscher*, *Griechische Historienbilder des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr.* Würzburg 1973, 28 ff.

²⁸⁾ *Burkert*, *Griechische Religion* (wie Anm. 22), 203, 400; *Lonis*, *Guerre* (wie Anm. 26), 129 ff.

die Kraft, die Rüstungen der Gefallenen zu erbeuten; er blieb auf dem Schlachtfeld. Folglich war der Sieg strittig, nun mußten die beiden Heere doch in voller Stärke den Kampf aufnehmen, und es gab große Verluste.²⁹⁾

Der Krieg vollzog sich also – normalerweise (!) – nach festen Regeln. Wie im Sport, Huizinga³⁰⁾ spricht von „agonalen Kriegen“ (und Schlacht und Wettkampf können mit dem gleichen Wort *agon* bezeichnet werden)! Die Entscheidung, die in dem einen Gefecht fällt, gilt in der Regel für den ganzen Krieg – jedenfalls bis zum nächsten Mal, bis zu einem neuen Krieg. Man versucht also nicht alles, nicht das letzte, um die Dinge nachträglich zu seinen Gunsten zu wenden (vielleicht ist es nicht möglich, da die Schlacht mindestens für den Unterlegenen zu erschöpfend und verlustreich zu sein pflegt³¹⁾); jedenfalls aber ist es die Schlacht selbst, auf die alles ankommt). Es ist wie ein Duell. Da kann man den richtigen Moment abpassen, kann gewisse Vorteile des Geländes ausnutzen, vielleicht den Stand der Sonne geschickt einkalkulieren, man kann die Kampfeswut besonders schüren, mit gutem Vorbild vorangehen und dies und jenes dazutun. Im wesentlichen aber ist es immer dasselbe: das eine blutige, oft verlustreiche Ringen auf offenem Feld. Wobei übrigens Plünderungen und Verwüstungen des gegnerischen Landes vorausgehen können; doch pflegte sich das in engen Grenzen zu halten.^{31a)}

²⁹⁾ Herodot 1,82. 9,48. Der erste bekannte Fall in der griechischen Literatur bei Homer im 3. und 4. Buch der Ilias. Sehr ähnlich übrigens auch das Beispiel 2. Samuel 2,13 ff. Vgl. *Angelo Brelich*, *Guerre, Agoni e Culti nella Grecia Arcaica*. Bonn 1961; *Garlan*, *Guerre* (wie Anm. 3), 14 ff.

³⁰⁾ *Johan Huizinga*, *Homo Ludens*. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Hamburg 1956, 90 ff.; *Lonis*, *Guerre* (wie Anm. 26), 25 f. Damit könnte die so auffällig faire Feindauffassung der Griechen (*Meier*, *Entstehung des Politischen* [wie Anm. 19], 152, 26) zusammenhängen.

³¹⁾ *Adcock*, *Greek and Macedonian Art of War* (wie Anm. 26), 7; *Connor*, *Early Greek Land Warfare* (wie Anm. 10), 14 f.; *Peter Krentz*, *Casualties in Hoplite Battles*, in: *GRBS* 26, 1985, 13–20. Das geschlagene Heer konnte, wenn es den Rücken kehrte, große Verluste erleiden; und das Heer ist ja jeweils schon die gesamte Hoplitenschaft einer Stadt. Es gibt keine Reserven, keinen Nachschub, kein letztes Aufgebot. Erst wenn die Jungen erwachsen werden, nach Jahren, sind im Falle starker Einbußen wieder genügend Krieger vorhanden.

^{31a)} *Victor Davis Hanson*, *Warfare and Agriculture in Classical Greece*. Pisa 1983.

Clausewitz³²⁾ Feststellung, das Ziel des Krieges sei, den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen, gilt nur sehr bedingt: Pointiert gesagt, ringt man ihn nicht nieder, sondern man mißt sich mit ihm, man stellt fest, wer der Stärkere ist, und daraus ergibt sich alles weitere. Der Sieg in der einen Schlacht ist nicht so sehr Mittel wie Zweck. Und folglich ist der Krieg nur sehr begrenzt instrumentalisiert; so jedenfalls in der Regel.³³⁾

Dem entspricht es, daß die Kriegsziele relativ beschränkt sind. Es geht zumeist um Grenzstreitigkeiten, um kleine Landstriche, vermutlich auch um Rache für Übergriffe; nicht zuletzt um die – oft große – Beute³⁴⁾ (von der übrigens der zehnte Teil an die Götter geht). Wenn es viel ist, will man eine andere Stadt von sich abhängig machen. Sie muß dann etwa das Eigentum an ihrem Boden an den Sieger abtreten und Abgaben zahlen, bleibt aber als Gemeinde zumeist bestehen³⁵⁾, bewirtschaftet auch den eigenen Boden weiter.

In der Regel, so scheint es, so sollte man wenigstens vermuten, galten damals also feste Kriegssitten, eingeschliffene Selbstverständlichkeiten, die gewiß religiös abgestützt waren, auf deren Bewahrung man untereinander, auf die vor allem auch die jeweiligen Dritten gesehen haben müssen. Vernant spricht von „jenem zusammenhängenden Ganzen gemeinsamer Bräuche, Werte und Glaubensformen, in denen sich Hellas wiedererkennt“³⁶⁾: Es setzte auch dem Krieg deutliche Grenzen. Man respektierte sich gegenseitig als Gemeinde, bedrohte sich insoweit nicht in seiner Existenz. Man wollte

³²⁾ *Carl von Clausewitz*, Vom Kriege. Berlin 1957, 17.

³³⁾ Andeutungsweise dazu der kurze Vergleich bei *Jacob Burckhardt*, Griechische Kulturgeschichte. Bd. 1–4. Basel 1956–1957, hier Bd. 1, 270.

³⁴⁾ *Kurt Raaflaub*, Die Entdeckung der Freiheit. München 1985, 82f.; *Finley*, Krieg und Herrschaft (wie Anm. 3), 297ff.; *Pritchett*, Greek State (wie Anm. 3), I, 53ff.; *Chester G. Starr*, The Economic and Social Growth of Early Greece 800–500 B.C. New York 1977, 50f.; *Connor*, Early Greek Land Warfare (wie Anm. 10), 16: „The taking of booty was perhaps the largest movement of capital in Greek civic life.“ Gelegentlich ging es noch um die Sicherung bestimmter Zufuhren. Andere wirtschaftliche Motive kamen nicht vor (*Manicas*, War [wie Anm. 10], 679; *Hasebroek*, Wirtschafts- und Sozialgeschichte [wie Anm. 7], 271 ff.).

³⁵⁾ *Fritz Gschnitzer*, Abhängige Orte im griechischen Altertum. München 1958. Dazu *Christian Habicht* in: *Gnomon* 31, 1959, 704ff.; *Raaflaub*, Entdeckung (wie Anm. 34), 41 ff., 82 ff.

³⁶⁾ *Vernant*, Mythos (wie Anm. 9), 40. 39: Die Götter erscheinen bezeichnenderweise als grundsätzlich unparteiische Garanten der Regeln.

in den engen Nachbarschaftsverhältnissen zwischen den griechischen Städten – oft waren sie nur wenige Stunden Fußwegs voneinander entfernt – auch weiterhin miteinander auskommen (wollte wohl auch nicht den gesammelten Unwillen der Umwohner auf sich ziehen). Solange und sofern dem so war, liefen die kriegerischen Auseinandersetzungen auf „Duelle“ hinaus. Dem korrespondierte das Ideal männlicher Bewährung im offenen Kampf auf freiem Feld; sehr hart und unter Umständen sehr blutig, nicht gerade fair (was man ja aber auch im Sport nicht war³⁷⁾), doch ohne daß man den Gegner etwa aus dem Hinterhalt überfallen hätte. Es gab nicht einmal ein Wort für einen Überraschungsangriff. Die Tapferkeit, die Mannhaftigkeit sollte den Sieg davontragen, der Kampf sollte offen sein, möglichst im Handgemenge geführt werden.³⁸⁾

Immerhin waren die Grenzen dieser Schlacht-Regeln fließend. Denn neben der Phalanx kämpften zum Teil Bogenschützen und andere Leichtbewaffnete. Es wird besonders hervorgehoben, daß bei dem berühmten Lelantischen Krieg auf Euböa beide Seiten ausdrücklich auf den Einsatz von Fernwaffen verzichteten, um alles auf die unmittelbare Begegnung zwischen den Kämpfern ankommen zu lassen.³⁹⁾

Neben der Regel standen Ausnahmen. Einerseits gab es hier und da durchaus den Willen, eine andere Polis zu vernichten. Oft handelte es sich dabei um Städte, die in weiterer Entfernung lagen, etwa jenseits des Meeres. Da war dann alles erlaubt. Es kam zu Verwüstungen, Belagerungen, Überfällen, zu allerhand Hinterhältigkeiten. Am Ende konnte die ganze Bürgerschaft ermordet werden, oder es wurden die Männer erschlagen, Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft (wie man es etwa vom Homerischen Troja hört). Das Recht des Siegers, über eine eroberte Stadt zu verfügen, war anerkannt.⁴⁰⁾ Freilich war eine Belagerung in der Regel sehr zeitraubend. Sie war mühsam, und es war störend, daß ein solcher „techni-

³⁷⁾ *Paul Veyne*, Olympia in der Antike, in: *Freibeuter* 34, 1987, 34; *Burckhardt*, Kulturgeschichte (wie Anm. 33), Bd. 4, 98 f.

³⁸⁾ Demosthenes 3, 47 ff.; *Pritchett*, Greek State (wie Anm. 3), 2, 156 ff.; *Connor*, Early Greek Land Warfare (wie Anm. 10), 12, 19.

³⁹⁾ Strabo 10,1,12 (p. 448); *S. D. Lambert*, A Thucydidean ‚Scholium on the Lelantine War‘, in: *JHS* 102, 1982, 216 ff.

⁴⁰⁾ *Pierre Ducrey*, Le Traitement des Prisonniers de Guerre dans la Grèce Antique. Paris 1968, 107 ff.

scher Krieg“ dem Ideal männlicher Bewährung widersprach. Schließlich sollte der Krieg nur einen Sommer lang (genauer: nur solange, wie die Männer in der Landwirtschaft nicht gebraucht wurden) dauern.

Zudem gab es Bemühungen, diese Kämpfe, bei denen ganze Gemeinden in ihrer Existenz bedroht wurden, zu verhindern: So ließ Delphi die Mitglieder seiner Amphiktyonie schwören, keine zum Bund gehörende Stadt zu vernichten: Und das muß sich zugleich auf deren Bürgerschaften bezogen haben. Man sollte auch keinem das Wasser abschneiden. Das war die bekannteste, aber gewiß nicht die einzige Bemühung um eine Einschränkung der Kriegshandlungen.⁴¹⁾

Eine zweite Ausnahme bildeten die messenischen Kriege Spartas: Sie zogen sich über Jahre hin und müssen umfangreiche Sicherungsmaßnahmen gekannt haben.

Wir haben ein Zeugnis des Thukydides, wonach in der frühen Zeit fast ausschließlich Kriege zwischen einzelnen Nachbarstädten geführt worden sind. Auch Koalitionen seien kaum vorgekommen (1,15). Jacob Burckhardt hat gar geschrieben, das „schönste Distinguens“ dieser Jahrzehnte sei „die Wenigkeit der Kriege zwischen Hellenen“ gewesen.⁴²⁾ Dies freilich könnte falsch sein. Man ist zwar versucht, mit einer solchen „Wenigkeit“ zu rechnen, denn wenn es viele gewesen wären, so könnte man meinen, hätten doch nach statistischer Wahrscheinlichkeit einige Städte im Endeffekt an Macht sehr gewinnen, hätten größere Machtkomplexe sich herausbilden müssen⁴³⁾, wie es dann etwa wenig später in Italien geschah (und

⁴¹⁾ Franz Kiechle, Zur Humanität in der Kriegführung der griechischen Staaten, in: Fritz Gschnitzer (Hrsg.), Zur griechischen Staatskunde. Darmstadt 1969, 528 ff.

⁴²⁾ Burckhardt, Kulturgeschichte (wie Anm. 33), Bd. 4, 159.

⁴³⁾ Chester G. Starr meint zwar, daß im 8. und 7. Jh. größere Veränderungen der Landkarte stattgefunden hätten. Damals seien nicht nur Sparta und Athen, sondern auch Argos, Korinth und Theben groß geworden (*ders.*, Individual and Community. New York/Oxford 1986, 47 ff.). Ich vermute aber, daß der Zusammenschluß Attikas weiter zurückliegt (*Anthony Andrews*, The Growth of the Athenian State, in: Cambridge Ancient History, Vol. 3/3, 2. Aufl. Cambridge 1982, 360 ff.) und daß sich die Eroberungen von Argos, Korinth und Theben in engem Rahmen hielten. Auf jeden Fall müssen diese Poleis relativ sehr schnell an ihre Grenzen gestoßen sein.

wie es zuvor in Mesopotamien, wohl auch in Ägypten geschehen war und wie es in der abendländischen Geschichte immer wieder der Fall sein sollte). Aber Kriege müssen, wie gesagt, nicht nur mit der Absicht und Folge der Eroberung unternommen werden. Führt man sie eher im Stil des Turniers, des Kräftemessens, zum Zweck und mit der Folge immer neuer Bewährung sowie der Klärung von Rangverhältnissen, so können sie offenbar im Erweis der Überlegenheit über den Feind oder in der Begründung begrenzter Abhängigkeiten ihr Ziel finden. Übrigens können in sie auch Elemente der Initiation der Jugendlichen in den Verband der Erwachsenen eingehen.⁴⁴⁾ Insgesamt würde auf diese Weise – und, so scheint mir, nur auf sie – erklärlich, wieso Kriege nur zu Variationen in kleinräumigen Machtverhältnissen führten; wieso man also aus dem endlichen Ergebnis, wie es sich auf der politischen Landkarte abzeichnet, nicht auf die „Wenigkeit“ oder „Häufigkeit“ von Kriegen schließen kann.⁴⁵⁾ Kriege können, anders gesagt, sehr verschiedene „Rollen“ spielen. Und man kann diese Rollen nur im Zusammenhang des gesamten Stücks, in der Struktur einer Gesellschaft erkennen und genauer bemessen. Ich wüßte nicht, wie man sich in diesem Fall begründet entscheiden könnte.

Die Frage, warum die Griechenstädte in der archaischen Zeit sei es nur wenige Kriege führten, sei es in vielen Kriegen nicht dazu kamen (oder aufs ganze gesehen, nicht darauf aus waren), auf Kosten anderer mächtiger zu werden und diese wachsende Macht auch auszuspielen, bis es schließlich zu Ausscheidungskämpfen (oder zum Ausgleich) zwischen wenigen größere Territorien beherrschenden Städten hätte kommen müssen, ist schwer zu beantworten. Wodurch immer sich Sparta dazu veranlaßt sah, Messenien zu erobern, die Behauptung eines so großen Gebiets war nur durch die anschließende völlige Verwandlung seiner Bürgerschaft möglich.⁴⁶⁾ Darin stellte Sparta eine einsame Ausnahme dar. Die beiden andern großen Poleis, Athen und Argos, waren in archaischer Zeit bei weitem

⁴⁴⁾ *Garlan*. Guerre (wie Anm. 3), 15f.

⁴⁵⁾ Die afrikanische Analogie, auf die *Yvon Garlan*. Guerre et Economie en Grèce Ancienne. Paris 1989, 13, hinweist, muß als solche ja erst erwiesen werden!

⁴⁶⁾ Dazu *Helmut Berve*. Sparta. Leipzig 1934. Im übrigen s. die Aufsatzsammlung von *Karl Christ* (Hrsg.), Sparta. Darmstadt 1986, mit ausführlichen Literaturhinweisen.

nicht so mächtig, wie es ihrer Größe und Bürgerzahl entsprochen hätte. Sie hatten offenbar Schwierigkeiten, ihre volle Kraft zu mobilisieren. Und es scheint bei andern Städten, die sich Nachbarn unterworfen hatten, nicht viel anders gewesen zu sein. Irgend etwas muß die Griechen daran gehindert haben, Eroberungspolitik im größeren Stil zu betreiben.

Der Grund, der zumeist angeführt wird, ist wahrscheinlich am wenigsten dafür verantwortlich zu machen: Die Tatsache, daß die griechische Landschaft in so viele, so kleine, sich jeweils zur Ägäis öffnende Räume zerfiel. Die geographische Beschaffenheit des Landes hätte vielmehr größere Herrschaftsgebiete wohl zugelassen; sie haben vermutlich schon in mykenischer Zeit bestanden, und später bildeten sie sich von neuem. Gerade Sparta ist von Messenien durch ein unwegsames Gebirge getrennt gewesen, und es kann nicht am Raum gelegen haben, daß auf verschiedenen Inseln mehrere selbstständige Städte nebeneinander lagen.⁴⁷⁾ Eher hat es eine Rolle gespielt, daß in den vom Meer abgelegeneren Teilen des Festlands keine größeren Stämme sich bilden konnten, gegen die man dann eine groß angelegte Verteidigung hätte organisieren und die Hilfe mächtiger Städte hätte anrufen müssen, wie das wenig später in Italien so vielfach sich nahelegte.

Insgesamt aber kann man das eigentümlich begrenzte Bedürfnis der Griechen nach Eroberungen, nach dynamischer Erweiterung des eigenen Machtbereichs nur auf Eigenarten der griechischen Gesellschaft zurückführen. Nicht auf die gern behaupteten (oder mindestens implizierten) Anlagen, die die Griechen gleichsam in die Geschichte mitgebracht hätten.⁴⁸⁾ Davon wissen wir nichts. Wir haben keinen Anlaß, mit besonderen griechischen Genen zu rechnen. Vielmehr muß es sich schon um charakteristische Züge handeln, die die Griechen im Laufe der Geschichte ausbildeten; in der Weise, wie sie herausgefordert waren, auf vieles zu reagieren hatten oder besser: reagierten, wie sie ihre Lebensformen einrichteten, prägten und weiter entfalteten. Sie taten es in recht verschiedener Form, je nach den Umständen, in Milet und Phokaia anders als in Argos, in Athen

⁴⁷⁾ Vgl. auch *Alfred Heuß*, Herrschaft und Freiheit, in: Golo Mann/Alfred Heuß, Propyläen Weltgeschichte. Bd. 11. Berlin 1965, 71; *Ruschenbusch*, Untersuchungen (wie Anm. 12), 8 f.

⁴⁸⁾ *Max Weber*, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. 1. Tübingen 1920, 81 f.

anders als in Ägina oder in Sparta, wieder anders in Syrakus, in Kyrene oder Marseille. Und trotzdem scheint zugleich etwas dahin tendiert zu haben, daß sie gewisse gemein-griechische Eigentümlichkeiten weiterbildeten, wie wenn die mehr oder weniger reflektierte Zugehörigkeit zum eigenen Volk sie dazu angehalten hätte, das Bedürfnis, sich von den so verschiedenen andern Völkern abzugrenzen, mit denen sie zusammen lebten und so vielfältig zu tun hatten.

Warum aber das, was sie dann ausprägten, so eigenartig geriet, darüber lassen sich bestenfalls Vermutungen anstellen. Man weiß ja beim heutigen Stand der Forschung nicht einmal, wonach man zu fragen hat. Was etwa das geringe Eroberungsbedürfnis angeht: Sind unsere an der römischen, mesopotamischen und abendländischen Geschichte geschulten Erwartungen überhaupt berechtigt? Liegt es so nahe, an räumliche Erweiterung des eigenen Gemeinwesens zu denken? Vielleicht stehen dem unter anfänglichen Verhältnissen – allgemein oder doch: weithin – wirksame, religiös untermauerte Schranken im Wege, die nur durchbrochen werden, wenn drängende Bedürfnisse dazu nötigen. Dann wäre nur zu fragen, warum die bei den Griechen der archaischen Zeit nicht aufkamen. Die Antwort läge zunächst darin, daß der damals entstehende Bevölkerungsüberschuß und damit zugleich vielerlei unruhige Energien, als sie entstanden, in die Ferne abgelenkt wurden. Man könnte hinzufügen, daß die Ägäis damals ein weltpolitisches Vakuum darstellte: Keine Macht interessierte sich dafür. Kein Anlaß also, sei es gestützt auf sie eigene Machtbereiche aufzubauen und zu erweitern, sei es in der Abwehr gegen sie großräumige Zusammenfassungen von Gemeinwesen anzustreben. Vielleicht also fehlte es den Griechen primär an Herausforderungen. Vielleicht aber waren es umgekehrt bestimmte von alters her gegebene Orientierungen, die bei ihnen einen Expansionsdrang gar nicht so leicht keimen ließen? Dann würde die Frage nach den griechischen Eigentümlichkeiten sich komplizieren.

Was jedenfalls für die archaische Zeit festzustehen scheint, ist eine relativ geringe Beziehung der Einzelnen, zumal der Adligen (um die es zunächst vor allem ging) auf das Gemeinwesen.⁴⁹⁾ In den

⁴⁹⁾ *Hermann Strasburger*, *Der Einzelne und die Gemeinschaft im Denken der Griechen*, in: ders., *Studien zur Alten Geschichte*. Bd. 1. Hildesheim/New York 1982, 423 ff.

Epen beobachten wir ein starkes Streben nach möglichst großer Eigenständigkeit der Häuser.⁵⁰⁾ Damals und in der Folgezeit bot sich außerordentlich großer Spielraum für private Unternehmungen: Seeraub, Handel, nicht zuletzt die vielen Koloniegründungen in Übersee. Die Poleis mögen daran beteiligt gewesen sein. Aber die Initiative wird im ganzen bei einzelnen Männern oder kleineren Gruppen gelegen haben; sie handelten innerhalb der Polis sowie über sie hinaus, vielleicht auch für die Polis, aber diese selbst kann ihnen gegenüber nicht viel eigenes Gewicht gehabt haben; und die Rechte, die sie dabei erwarb, beschränkten sich auf gewisse Ehrerweisungen durch die Tochterstadt.⁵¹⁾ Stets spielte es in dieser Zeit eine große Rolle, daß die wichtigsten Griechenstädte ans Meer grenzten, das heißt an einen Bereich, der für alle offen war: Man konnte vielerlei Aktivität entfalten, ohne daß Nachbarn dabei betroffen gewesen wären, ohne daß sie die Stadt deswegen so leicht für ihre Angehörigen hätten haftbar machen können.⁵²⁾

Man war – abgesehen von Sparta – weit entfernt von der außerordentlichen In-Anspruch-Nahme, der die Adligen in der römischen Republik unterlagen⁵³⁾; genauer: der sie sich gegenseitig unterwarfen. Und daran kann sich auch mit dem allmählichen Fortschreiten der Institutionalisierung der Polis⁵⁴⁾ nicht viel geändert haben. Offenbar spielte es sich so ein, daß die griechischen Adligen mehr für sich leben wollten, die unmittelbare Erfüllung mehr in eigenen Unternehmungen sowie im täglichen Leben suchten als im Kampf für die Größe ihrer Stadt. Sie legten sehr viel Wert auf kultivierten Umgang, Geselligkeit, Gastmähler, Symposien, auf das Zusammensein auf der Agora, „das aus Geschäft, Gespräch und hol-

⁵⁰⁾ *André Aymard*, Hiérarchie du Travail et Autarcie Individuelle dans la Grèce Archaïque, in: *Rev. d'Hist. de la Philosophie* NS. 2, 1943, 124ff., und *ders.*, L'Idée de Travail dans la Grèce Archaïque, in: *Journ. de Psychologie* 41, 1948, 29ff.

⁵¹⁾ *Jakob Seibert*, Metropolis und Apoikie. Diss. Würzburg 1963.

⁵²⁾ Später ändert sich dies: *Alfred Heuß*, Die archaische Zeit Griechenlands als geschichtliche Epoche, in: *A & A* 2, 1946, 52.

⁵³⁾ *Jochen Martin*, Two Ancient Histories. A Comparative Study of Greece and Rome, in: *SocH* 4, 1979, 285ff.; *Kurt Raaflaub*, The Conflict of the Orders in Archaic Rome, in: *ders.* (Ed.), *Social Struggles in Archaic Rome*. Berkeley/Los Angeles/London 1986, 32f.; *Christian Meier*, *Res Publica Amissa*. 3. Aufl. Frankfurt am Main 1988, 45ff.

⁵⁴⁾ *Hans Schaefer*, Probleme der Alten Geschichte. Göttingen 1963, 389ff.

dem Müßiggang gemischte Zusammenstehen und Schlendern⁵⁵), auf den Sport, die Pflege und Ausbildung der eigenen Schönheit und Anmut, die Entfaltung von Reichtum; nicht zu vergessen die Jagd. Und sie lebten weithin auf eine überstädtische Öffentlichkeit bezogen.⁵⁶) Da resultierten ihr Ruhm und Ansehen nicht unbedingt aus der Leistung für die eigene Polis. Die war zwar nicht unwichtig, doch hielten sich die Herausforderungen dazu in Grenzen.

Naturgemäß haben griechische Adlige auch in ihren Poleis nach Macht und Herrschaft gestrebt. Dafür sprechen, wenn nichts anderes, so die heftigen, oft blutigen Faktionskämpfe der Zeit und die vielen versuchten und gelungenen Usurpationen von Tyrannis. Doch fallen zwei Besonderheiten ins Auge, die vielleicht nur die beiden Seiten einer Medaille darstellen. Zunächst: Daß neben dem Kampf um Einfluß der Wettkampf eine offenbar außerordentlich große Rolle spielte. Nicht nur im Sport, sondern auch in vielem anderen, etwa in den Chorgesängen (später ja selbst bei Dramenaufführungen).⁵⁷) Da leistete man vieles „um der Sache selbst willen“, ohne daß es eine Funktion für das Gemeinwesen gehabt hätte⁵⁸), und es erwuchs eben daraus Ansehen für die Stadt und für die Einzelnen; selbst in der Politik stellte es ein Argument dar, daß einer in Olympia gesiegt hatte. Eine solche Bedeutung des Agonalen modifiziert diejenige der Pflege direkten Einflusses und von Machtverhältnissen: Sie macht nicht nur konkurrierende Bereiche wichtig (und zieht Kräfte und Interessen von der Politik ab), sondern sie muß vor allem die selbstbezogene Orientierung im Vergleich zu der auf andere, vor allem auf das Gemeinwesen, verstärkt haben.

Man kann das ablesen am Vorwalten der „kompetitiven“, also auf den persönlichen Erfolg bezogenen Tugenden gegenüber den kooperativen in der Ethik jener Zeit.⁵⁹) Es drückt sich darin aus,

⁵⁵) *Burckhardt*, Kulturgeschichte (wie Anm. 33), Bd. 1, 70; Bd. 4, 143 ff., 243; *Pauline Schmitt-Pantel*, Les Pratiques Collectives et le Politique dans la Cité Grecque, in: Françoise Thelamon (Ed.), Sociabilité, Pouvoirs et Société. Rouen 1987, 279 ff. Demnächst ist ihre Thèse zu erwarten. Zum Folgenden *Christian Meier*, Politik und Anmut. Berlin 1985.

⁵⁶) *Schaefer*, Probleme (wie Anm. 54), 283 ff.

⁵⁷) *Burckhardt*, Kulturgeschichte (wie Anm. 33), Bd. 1, 295, u. Bd. 4, 84 ff.; *Christian Meier*, Zur Funktion der Feste in Athen im 5. Jh. v. Chr., in: Walter Haug/Rainer Warning (Hrsg.), Das Fest. München 1989, 579 ff.

⁵⁸) Vgl. dazu etwa Xenophanes' Elegie 2 (Diehl).

⁵⁹) *Arthur William Hope Adkins*, Merit and Responsibility. Oxford 1960.

daß, anders als etwa in Rom, bei den Griechen Klientelen nie eine große Rolle spielten, daß auch der Zusammenhalt der Geschlechter und die Fähigkeit, in politischen Freundschaftsbünden aufzugehen, gering war.⁶⁰⁾ Nicht zuletzt ist hier wohl auch das eigenartige Verhältnis der Griechen zum Raum zu nennen. Wo die Römer danach strebten, Raum zu überblicken, abzustecken, zu organisieren und zu beherrschen, an den Schlüsselpunkten Kolonien gründeten, das Ganze mit Straßen durchzogen, hinter dem Nächsten je das Übernächste schon in ihre Ordnungen einbezogen, da setzten die Griechen sich nur punktuell hierhin und dorthin, möglichst nur an die Küsten. Jede Stadt hatte ihr Umland, unter Umständen unterwarf sie noch Nachbarn, aber der Raum im Ganzen, der war mehr zwischen ihnen, als daß sie ihn hätten beherrschen wollen. Er bestand ja auch zu guten Teilen aus Wasser. Wahrscheinlich ist es in diesem Zusammenhang auch nicht gleichgültig, daß die Römer eher das Alter, die Griechen die Jugend, die Römer eher die Erfahrung, die Griechen das Argument schätzten.⁶¹⁾ Das alles läuft auf geringere Bindungen und Bindungsfähigkeiten hinaus.

Sodann scheint es für die Griechen kennzeichnend gewesen zu sein, daß die Tyrannen es nicht vermochten, ihre Herrschaft zu versachlichen.⁶²⁾ Sie mochten zwar vieles zur Verbesserung der Lage der unteren Schichten tun, vieles auch zum Ausbau und Schmuck der Stadt und ihrer Kulte. Aber die politische Kraft der Polis haben sie im Ganzen nicht zu nutzen gewußt, weil diese eben noch kaum vorhanden war. Die Polis war für sie geographische Gegebenheit, Handlungsrahmen, Lebensbereich, Objekt, aber nicht ein Subjekt, das sie etwa hätten repräsentieren, in dessen Namen sie hätten Forderungen stellen, an dessen Aufgaben sie sich politisch hätten legitimieren können. Sie wollten vor allem sie selbst sein, als glanzvolle Herren und letztlich doch wohl „des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang zu kaufen sich bequemen muß“⁶³⁾; das heißt, sie nahmen ihre Herrschaft mehr von der Seite des Genusses als von der

⁶⁰⁾ *Denis Roussel*, *Tribu et Cité*. Paris 1976; *Felix Bourriot*, *Recherches sur la Nature du Genos*. Lille/Paris 1976. Zur Freundschaft hat Peter Spahn 1981 in Bielefeld eine sehr aufschlußreiche Habilitationsschrift vorgelegt, die unbegreiflicher Weise immer noch nicht zum Druck gegeben wurde.

⁶¹⁾ Vgl. hierzu die interessanten Bemerkungen Max Webers am Ende seines Stadt-Kapitels; *ders.*, *Wirtschaft und Gesellschaft* (wie Anm. 7), 814.

⁶²⁾ *Helmut Berve*, *Die Tyrannis bei den Griechen*. München 1967.

⁶³⁾ *Schiller*. *Don Carlos* 2029.

des Dienstes.⁶⁴⁾ Eine Ausnahme, die die Regel bestätigt, bildet Syrakus, das die Tyrannen offenbar zur eigenen Verteidigung brauchte. Daß dem aber im allgemeinen anders war, kann nicht an den – ja sehr zahlreichen – Tyrannen gelegen haben, sondern nur daran, daß eben die Polis als solche damals kaum stark, kaum ein Kern, zu dem sich viele psychische Energien und Erwartungen versammelt hätten, gewesen ist. Man lebte in ihr zusammen, setzte Beamte ein, beriet in Ratskollegien, sprach Recht, erledigte Geschäfte, führte Krieg. Und in irgendeiner Weise legte man auch großen Wert darauf, in ihr unter sich zu bleiben, grenzte sich also genau gegen die Angehörigen anderer Poleis ab.⁶⁵⁾ Aber daß man sich darin getroffen hätte, ihr zu dienen, sich stark auf sie zu beziehen, für sie da zu sein, um in ihrem Sinne machtvoll und intensiv nach außen zu wirken, das läßt sich wohl kaum behaupten. Insofern wurden die weitgehenden Selbstbezogenheiten der Adligen politisch kaum durchbrochen. Ihr starkes Streben nach Macht und Herrschaft blieb dadurch modifiziert.

Zu diesen Poleis passen Kriege als periodische Selbstbehauptungsakte⁶⁶⁾, in denen man sich mit andern maß, in denen man sich bewährte, in denen es vor allem um den Sieg in der Schlacht ging – und um verschiedene Vorteile obendrein: Beute, Reichtümer, wozu gelegentlich auch die Abgaben unterworfenen Städte gehören mochten. In ihnen war gleichsam das agonale Moment relativ sehr stark; sonst hätte man gewiß „rationaler“ die verschiedenen Möglichkeiten, leichter zu militärischem Erfolg zu kommen, genutzt.⁶⁷⁾ Die

⁶⁴⁾ Damit soll hier nicht das Fehlen eines aufgeklärten Absolutismus bemerkt werden. Es scheint mir vielmehr, daß Herrschaft stets einer gewissen Mühe-waltung bedarf, daß sie nicht nur Möglichkeiten, sondern auch Pflichten mit sich bringt. Insofern erfordert sie einen Dienst nicht unbedingt gegen den Staat (den es damals nicht gab) oder gegen die Beherrschten. Es kann primär darum gehen, nur für die Aufrechterhaltung und Bewahrung der Herrschaft selbst zu sorgen. Und diese Aufgabe kann vom Herrscher an Beamtenapparat und Heer delegiert werden. Nur: Beamte gab es damals keine, auch kein Erziehungswesen, keine Kirche. Wohl waren Söldner und Agenten aller Art vorhanden. Aber sehr vieles hätte der Tyrann selbst besorgen müssen. Und was immer Einzelne da leisteten, aufs Ganze gesehen tendierte nichts dahin, daß sich der „Dienst“ an der Herrschaft institutionalisierte.

⁶⁵⁾ Vgl. *Meier*, Bürger (wie Anm. 11).

⁶⁶⁾ Burkert nennt den damaligen Krieg „Ritual, Selbstdarstellung und Selbstbestätigung der Männergesellschaft, die sich in der Todesbegegnung, im Trotz der Todesbereitschaft und im Rausch des Überlebens stabilisiert“; *ders.*, *Homo Necans*. Berlin 1972, 59. Vgl. dagegen zu Rom: *Richard Heinze*, *Vom Geist des Römertums*. 3. Aufl. München 1960, 15.

Kriege waren eben nur bedingt Mittel zu Zwecken, die außerhalb ihrer selbst – und der Selbstdarstellung und Selbstbestätigung der beteiligten Männergesellschaften – lagen. Wie stets kam die „Rationalisierung“ an ihre Grenze, wo die Identität berührt war, und hier galt die Identität der Hopliten.⁶⁸⁾ Nur in dem durch sie gesetzten Rahmen waren auch die materiellen Gewinne zu erzielen. Diese Kriege gehörten in eine im ganzen statische Welt, wie sie im griechischen Mutterland damals bestand.

Eine Politik bewußter Erweiterung der Macht über die engere Umgebung hinaus hätte also, um zusammenzufassen, die Möglichkeiten und die Horizonte der damals ausschlaggebenden Adligen gewiß überfordert. Sie wäre nur denkbar gewesen, wenn sie sich sehr viel stärker als Angehörige ihrer Poleis verstanden und als solche gemeinsam hätten etwas erobern – und dauerhaft sichern wollen. Und wozu sie selbst nicht bereit waren, dazu konnten sie auch andere nicht mobilisieren. Zu einer solchen Politik kam es daher nur in Ausnahmefällen, zumal in demjenigen Spartas, der wiederum die Regel bestätigt. Athen und Argos dagegen konnten, wie gesagt, ihre große Überlegenheit an Menschen nicht ausspielen.⁶⁹⁾

Es braucht nicht weiter erklärt zu werden, daß man sich mit der Zeit hier und da genötigt sah, einen weiteren Kreis von Bürgern zum Militärdienst heranzuziehen. Seit 650 etwa begegnen wir der Phalanx⁷⁰⁾, und nach und nach sind, wie gesagt, auch Bauern, die

⁶⁷⁾ *Vidal-Naquet*, Tradition (wie Anm. 15), 140f.; *Connor*, Early Greek Land Warfare (wie Anm. 10), 27; *Paul Cartledge*, Hopliten und Helden: Spartas Beitrag zur Technik der antiken Kriegskunst, in: Christ (Hrsg.), Sparta (wie Anm. 46), 417f.

⁶⁸⁾ *Connor*, Early Greek Land Warfare (wie Anm. 10), 24ff.; *Meier*, Welt der Geschichte (wie Anm. 13), 64f.

⁶⁹⁾ *Frank J. Frost*, The Athenian Military before Cleisthenes, in: *Historia* 33, 1984, 283–294. Zu Thessalien vgl. *Raaflaub*, Entdeckung (wie Anm. 34), 84ff.

⁷⁰⁾ *Anthony Snodgrass*, The Hoplite Reform and History, in: *JHS* 85, 1965, 110ff.; *John Salmon*, Political Hoplites?, in: ebd. 97, 1977, 84ff.; *Paul Cartledge*, Hoplites and Heroes, in: ebd. 97, 1977, 11ff., wiederabgedruckt in: Christ (Hrsg.), Sparta (wie Anm. 46), 398ff.; *Marcel Detienne*, La Phalange. Problèmes et Controverses, in: Jean-Pierre Vernant (Ed.), Problèmes de la Guerre en Grèce Ancienne. Paris 1968, 119ff.

sich selbst auszurüsten vermochten, zu ihr herangezogen worden. Damit veränderte sich der Charakter der Schlachten, aber offensichtlich nicht auch der der Kriege. Denn bei der geringen Polis-Bezogenheit der Adligen scheint es geblieben zu sein. Auch der Ehrgeiz der Bauern scheint zunächst nur darin bestanden zu haben, das eigene Polis-Gebiet zu verteidigen und – allerdings auch – an der Sphäre teilzuhaben, die herkömmlich das größte Ansehen genoß; insofern also mit den Adligen teilweise gleichzuziehen. Das war, wenn man nicht arm dran war, einigen Einsatz wert.

Man weiß, daß die Bauern, soweit sie an der Phalanx teilhatten, an Selbstbewußtsein gewannen, daß sich ihre Zugehörigkeit zum Gemeinwesen befestigte. Kein Zufall, daß ihre Hopliten-Eigenschaft etwa gleichzeitig mit den ersten Staseis, das heißt bürgerkriegsartigen Auseinandersetzungen aufkam.⁷¹⁾ Sie bewirkten politisch auch einige Verbesserungen. Eine nennenswerte Gleichheit der politischen Rechte aber im Sinne regelmäßiger, nachhaltiger Mitsprache in der Politik erreichten sie erst Generationen später, als nämlich der Kreis derer, die halbwegs abkömmlich waren, dank wirtschaftlicher Konsolidierung gewachsen war und nachdem vor allem ein breiter Prozeß politischen Denkens sie dazu in die Lage versetzt hatte, nennenswerte politische Rechte anzustreben, und ihnen die institutionellen Wege dazu zu weisen vermochte.

Da veränderte sich Vieles. Wenn die Angehörigen breiterer Schichten gegenüber den – im einzelnen weiterhin überlegenen – Adligen in der Regel der Politik etwas ausrichten wollten, mußten sie eine starke Solidarität entwickeln, das heißt, sie mußten vor allem Bürger sein.⁷²⁾ Damit wurde die Gemeinsamkeit in der Stadt stark akzentuiert. Jetzt war eine Schicht da, die die Polis ausmachte, deren Interesse sich mit dem der Polis verknüpfte, so daß diese auf ganz neue Weise zum Sammelpunkt von vielen psychischen Energien und großen Erwartungen wurde.

⁷¹⁾ Manicas 680. *Moses I. Finley*, *The Use and Abuse of History*. London 1975, 130, vergleicht dazu die ägyptischen Bauern: „If the latter wished to alter his condition fundamentally – and he scarcely ever tried to – he was driven to flight or rebellion, precisely like a slave, not to *stasis*, a prerogative of free men.“

⁷²⁾ *Christian Meier/Paul Veyne*, *Kannten die Griechen die Demokratie?* Berlin 1988, 47 ff. Zur Vorbereitung dieser Solidarität in der Disziplin der Phalanx *Detienne*, *La Phalange* (wie Anm. 70), 130f.

Aber im übrigen blieb sich vieles gleich. Denn die breiten Schichten der Bürgerschaft hatten ja sonst keine eigenen, als Alternative zum Adel taugenden Wertschätzungen und Eigenarten (wie dann die neuzeitliche Bourgeoisie, die intellektuell, ethisch, wirtschaftlich und kulturell eine Alternative zum Herkömmlichen entwickeln konnte). Sie haben die adligen Anschauungen und Werte weitgehend übernommen, sie weiteten die Öffentlichkeit nur aus, indem sie dort ihren eigenen Rang, ihre Bewährung suchten. Das Streben der Polis, für sich zu sein, die starke Orientierung auf das unmittelbare Miteinanderleben in deren Mitte war dagegen längst soweit selbstverständlich geworden, daß die neuen Teilhaber am politischen Leben gar nicht auf die Idee kamen, daran etwas zu ändern. Im Gegenteil: Sie waren auf diese Überschaubarkeit und Kleinheit der Polis geradezu angewiesen. Lediglich Athen, das ohnehin zu groß war, um es seinen Bürgern zu erlauben, zu größeren Teilen irgendwo zusammenzutreffen, machte eine Ausnahme: Hier spürte man jetzt seine Kraft – und begann Eroberungen zu machen⁷³); ging Risiken ein, die dann zur Vorgeschichte der Perserkriege gehörten.

Vermutlich gab es einen Zusammenhang zwischen der Art der Kriege und dem Aufstieg der Bauern zur wirksamen Mitsprache im Gemeinwesen, zur Vorstufe der Demokratie. Daß ihre Beteiligung an der Phalanx *conditio sine qua non* für ihre politischen Rechte war, ist ohnehin klar. Aber der duellartige Charakter der Kriege wirkte auch insofern zu ihren Gunsten, als einerseits sie sich darin durch persönliche Tapferkeit hervortun konnten, andererseits die Adligen außer den Vorzügen ihrer Ausbildung keine besonderen Chancen hatten, sich darin zu bewähren: Hätten sie – wie die Römer – ihre Armeen zu immer neuen Erfolgen und Eroberungen geführt, im Sinne nicht nur guter Anordnungen in der Schlacht⁷⁴), sondern wirklicher Strategie, so wäre ihre Überlegenheit zugleich gesteigert worden. Da das nicht geschah, war, sobald andere Vorzüge abgebaut wurden und das politische Denken zur Aufwertung der Bauern geführt hatte, deren Aufstieg zu wirksamer politischer Mitsprache in vielen, in den bewegteren Städten nahezu unaus-

⁷³) Herodot 5, 78.

⁷⁴) Auch diese Aufgabe war bei der griechischen Kampfweise sehr begrenzt. Connor, *Early Greek Land Warfare* (wie Anm. 10), 13; Anthony Snodgrass, *Arms and Armour of the Greeks*. London 1967, 62. Vgl. Elke Stein-Hölkeskamp, *Adelskultur und Polisgesellschaft*. Stuttgart 1989, 120, 182 f.

weichlich. Sonst hätten sie sich wohl mit den wenigen Rechten zufrieden geben müssen, wie sie etwa die römischen Volksversammlungen gewannen. Übrigens war die Solidarität, die sie politisch brauchten, in der Phalanx vorbereitet.

III.

Im 5. Jahrhundert ist es zu ganz andern Kriegen gekommen und hat vor allem die Planung, Unternehmung und Ausführung von Kriegen in Athen und von dort aus für ganz Griechenland einen ganz neuen Charakter angenommen. Das wird gerade auf der Folie der vorangegangenen Zeit deutlich. Athen⁷⁵⁾ hat im 5. Jahrhundert unendlich viele Kriege geführt. Das beginnt mit der Teilnahme am Aufstand der kleinasiatischen Griechen gegen die Perser im Jahre 500. 490 landen die Perser in Attika, die Athener schlagen sie bei Marathon. 480 folgt der große Feldzug des Xerxes. Unter starker Beteiligung Athens siegen die Griechen bei Salamis zur See und im Jahre darauf bei Plataiai zu Land und in einer Doppelschlacht bei Mykale. Es folgt das Bündnis, das Athen mit zahlreichen andern Städten schließt zur Befreiung der kleinasiatischen Griechen von der Perserherrschaft, der sogenannte Attische Seebund. Zahlreiche Züge, zumal mit der Flotte gegen von Persern beherrschte Stützpunkte, werden unternommen – gelegentlich auch große Schlachten geschlagen. Die Perser selbst stellen sich bald nicht mehr zum Kampf: Es ist kein Krieg, aber auch kein Friede, zumal sie von ihrem Herrschaftsanspruch nicht lassen. Das Bündnis ist insofern weiterhin notwendig, aber die Notwendigkeit zwingt sich nicht mehr so deutlich auf. Die eine oder andere Stadt fällt deswegen vom Bündnis ab – und die Athener führen Krieg, um sie wieder in den Seebund hineinzuzwingen. Es kommt oft zu längeren Belagerungen. Der Bund wird zu einer Herrschaft Athens über fast die gesamte Ägäis. Dann beginnt seit etwa 460 ein neuer Ehrgeiz der Stadt. Er wird getragen von der Volksversammlung, die damals die ausschlaggebende Macht gewinnt: Seit 461 ist Athen als erstes Gemeinwesen

⁷⁵⁾ Zur Ereignisgeschichte dieses Jahrhunderts (aber keineswegs nur zu ihr) vgl. *E. Will, Le Monde Grec et l'Orient*. Vol. I. Paris 1972. Im folgenden werden die einzelnen Ereignisse nicht belegt.

der Weltgeschichte wirklich eine Demokratie.⁷⁶⁾ Es spricht einiges dafür, daß die Politiker, die sich damals in den Vordergrund zu arbeiten vermochten, ein sehr waches Bewußtsein von der Gewagtheit der attischen Herrschaft hatten. Sie waren unter anderm der Meinung, daß die stillschweigende Allianz mit Sparta nicht von Dauer sein konnte. Daher sollte Athen gegenüber Sparta eine neue, alle möglichen Vorteile entschieden ausnutzende, aggressive Politik treiben.

Man hatte sich schon auf Zypern engagiert, jetzt unterstützt man mit großem Aufgebot einen Aufstand gegen die Perser in Ägypten. Als verschiedene andere Gemeinwesen sich demokratisieren, greift Athens Macht auch auf das griechische Festland aus, es kommt zu Kriegen mit Sparta und Boiotien. Und so geht es weiter. 445 schließt man einen 30jährigen Frieden mit Sparta, der aber keine 15 Jahre hält. 440 fällt Samos ab, von 431 bis 404 folgt schließlich der Peloponnesische Krieg, der mit der Niederlage Athens und dem Zusammenbruch seiner Herrschaft endet.

Im 5. Jahrhundert entsteht damit von Athen aus eine völlig neue Art, Krieg zu denken und zu führen.⁷⁷⁾ Schon im Jahre 500 finden wir, daß die Griechen in der Lage sind, großräumige Kriege zu planen. Hekataios von Milet entwirft damals für die kleine Gruppe ionischer Städte in Kleinasien eine Strategie, mit der sie sich gegen das Riesenreich der Perser behaupten könnten: Alle Weihgeschenke versilbern und eine große Flotte bauen, dann sich auf Inseln zurückziehen und mit der Flotte versuchen, das Meer zu beherrschen.⁷⁸⁾ Was das hieß, ist vermutlich aus dem zu entnehmen, was die Ionier dann, obzwar ohne die vorgeschlagenen Rüstungen, taten. Sie griffen an der Südwestküste Kleinasiens und in Zypern verwundbare Stellen des Perserreichs an und versuchten, dessen dortige Untertanen zum Anschluß an den Aufstand zu bewegen. Die beschränkten eigenen Kräfte sollten also vermittels Flottenmanövern, vermittels

⁷⁶⁾ Vgl. *Christian Meier*, Der Umbruch zur Demokratie in Athen (462/61 v. Chr.). Eine Epoche der Weltgeschichte und was die Zeitgenossen daran wahrnahmen, in: Reinhart Herzog/Reinhard Koselleck (Hrsg.), *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein*. (Poetik und Hermeneutik, Bd. 12.) München 1987, 353–380. Zum Folgenden ebd. 357f.

⁷⁷⁾ Die Kriege, mit denen Polykrates seine Seeherrschaft sicherte, oder diejenigen, die Korkyra gegen die Seeräuber in der Adria führte, sind wohl nur bedingt vergleichbar gewesen.

⁷⁸⁾ Herodot 5,36.

Überraschungsschlägen gleichsam vervielfacht werden. Das hat keine auch nur entfernte Ähnlichkeit mehr mit den Begegnungen der Phalangen. Es ging wohl auch über die notwendigerweise großräumigen Planungen der östlichen Reiche hinaus, indem hier die eigene Unterlegenheit den Ausgangspunkt bildete und die See völlig einbezogen wurde. Es war auch den Ioniern zu hoch, sie schlugen daher diesen kühnen Vorschlag in den Wind.

Nicht viele Jahre später aber kalkulierte Themistokles von Athen die Eigenart des ganzen Ägäisraums so genau und rechnete so gut, daß der Krieg gegen das weit überlegene Persien 480 in einer Weise plangemäß verlief, daß sich der Historiker zunächst sträubt, es überhaupt zuzugeben; so unwahrscheinlich ist es. Themistokles ließ die Athener eine Kriegsflotte bauen, wie es bei den Griechen noch keine gegeben hatte. Er wußte, daß die Verteidigung zur See die entscheidende Voraussetzung für den Sieg war. Und dann vermochte er auch, den Gegner so weit in seine Strategie einzuplanen, daß er ihn an einem für ihn besonders ungünstigen Ort zur Schlacht nötigte. Kein Vergleich mit dem landgebundenen Denken der Spartaner, die sich zwar angesichts der persischen Überlegenheit genötigt sahen, statt der offenen Schlacht den Kampf unter Ausnutzung von Engpässen (Thermopylen) oder unter dem Schutz von Mauern (Isthmos von Korinth) in Kauf zu nehmen, aber die Gesamtlage von Land und See, die Möglichkeit nämlich, von der See her die Peloponnes anzugreifen, nicht einkalkulierten.

Und in den nächsten Jahrzehnten immer wieder Situationen, in denen Athen mehrere Feld- und Seezüge zugleich zu unternehmen hatte, zwar jeden für sich, aber doch so, daß ein gewisser Gesamtplan beraten und verfolgt worden sein muß. Eine Strategie zugleich, die den gesamten Seebund, das heißt ein Gebiet von Byzanz bis um die Südwestecke Kleinasiens herum, und seinen möglichen Gegner Persien im Auge behielt, um alles zu sichern und zur Not überall einzugreifen. Der Radius der athenischen Politik umfaßte darüber hinaus das Schwarze Meer und Sizilien.

Schließlich riskiert es Perikles⁷⁹⁾, nicht nur die momentane Abwehr eines Angriffs (wie Themistokles im Falle des Xerxes), sondern einen jahrelangen Krieg vorauszuplanen. Er empfindet die Ri-

⁷⁹⁾ Hierzu und zum Folgenden Thukydides I, 140ff. u. 2, 65.

valität zu Sparta als störend, die Spannungen nehmen zu, man befürchtet Abfälle von Bündnern mit Spartas Unterstützung. Daher sucht Perikles den Krieg, als Kraftprobe, als Erweis athenischer Unschlagbarkeit. Ein Kräftemessen wieder – aber völlig anders als in der Phalanx. Perikles hatte schon vorher lange Mauern bauen lassen, die Athen mit seinen Häfen verbanden. Sie waren leicht zu verteidigen. Nun sollte das attische Land aufgegeben, Menschen und Vieh von dort zwischen den Mauern in Sicherheit gebracht werden. Die Versorgung war kein Problem, weil die Flotte die See beherrschte.

Die Strategie war, daß man zu Lande nichts riskierte, dafür die Flotte die Peloponnes an verschiedenen Stellen angreifen, Verwüstungen anrichten, stören, die Schwäche Spartas aufweisen ließ – bis der Gegner zermürbt war.

Ein großartiger Plan. Alles war genau kalkuliert. Übrigens meinte man damals zum Teil, daß es gar keinen Zufall gäbe, es ließe sich vielmehr alles berechnen.⁸⁰⁾ Perikles war vorsichtiger. Er glaubte, daß schon einiges dem Zufall unterworfen war, nur müsse man Mittel genug haben, um dann immer noch überlegen zu sein. Und das, so fand er, war in Athen der Fall.

Das Pech wollte es, daß bald nach Kriegsbeginn die fürchterliche Pest über die vollgestopfte Stadt hereinbrach. Vor allem aber hatte Perikles zwei Faktoren übersehen: Erstens die Kriegspsychologie: Die Athener wollten Erfolge, um so mehr, je schlimmer sie ihr Land von den Jahr für Jahr einfallenden Spartanern verwüstet fanden. Das mitansehen zu müssen, schnitt ihnen ins Herz, ging ihnen wohl auch gegen die Ehre. Zweitens brauchte man, um eine solche Strategie in der Volksversammlung durchzuhalten, eine überlegene Führung. Und Perikles starb im dritten Kriegsjahr. Thukydides (2,65) zufolge hätte man dann immer noch siegen können. Nur, die Politiker nach Perikles konnten den Plan (sofern er ihnen überhaupt einleuchtete) nicht konsequent verfolgen. Und vor allem entbrannte die Feindschaft unter den Griechen so heftig, daß so leicht kein Friede wieder hergestellt werden konnte. So nahm der Radius des Krieges zu, Athen verstrickte sich in unüberlegte Unternehmungen auch zu Land, schließlich begann es den tollkühnen Zug nach Sizilien, der dann die Peripetie des Krieges darstellte. Alkibiades hatte

⁸⁰⁾ *Meier*, Entstehung des Politischen (wie Anm. 19), 455 f., 476, 480.

erklärt, daß zu Athens Größe (auch zu seinen vielfältigen Fertigkeiten) die immer weiter ausgreifende Dynamik gehörte. Er wollte es sogar mit Karthago aufnehmen.⁸¹⁾

Zusammenfassend ist festzustellen, daß die Kriege des 5. Jahrhunderts im einzelnen zwar vielfach noch nach altem Muster geführt worden sind: Heer gegen Heer oder auch Flotte gegen Flotte. Aber im ganzen mußte man weit darüber hinausdenken und planen. Nicht nur punktuelle, sondern umfassend bedachte, oft langfristige Kriegführung war gefragt. Alle einzelnen Unternehmungen, die früher den ganzen Krieg ausgemacht hätten, wurden für Athen zu Instrumenten einer großen Strategie. Die ganze Ägäis war potentiell das Schlachtfeld, ja zuletzt sogar Sizilien. So entsprach es der Größe des attischen Herrschaftsbereichs und der Tatsache, daß es nicht mehr darum ging, wer der Erste, der Tapferste war, sondern wer die Hegemonie in Griechenland innehatte. Und dazu mußte man mit seinen Kräften den höchsten Effekt erzielen. Entsprechend wurde die Kriegführung zugleich eine Sache des Geldes.⁸²⁾ Wo die alten Regeln noch galten, taten sie es, weil man sie nicht abgeschafft hatte, vielleicht auch, weil Athen auf den Landkrieg nicht so viel Wert legte. Im übrigen aber wurde „rationalisiert“, auch wenn zugleich viele religiöse Pflichten und Sitten weiterbestanden⁸³⁾; das ergab sich einfach aus der Extremsituation.

Damit war die griechische Polis-Welt unter ein Vorzeichen gerückt, das weit über sie hinauswies. Weil man dies damals aber kaum erkannte und weil man sich im übrigen Griechenland zunächst gegen die Erkenntnis dieser neuen Lage sträubte, dann sie selbst – im Peloponnesischen Krieg – durch Befreiung der Griechen von Athens Herrschaft beseitigen wollte, blieb Athen ein Fremdkörper in der damaligen griechischen Welt. Keiner konnte so handeln, wie diese Stadt, die Spartaner mußten es erst mühsam lernen⁸⁴⁾, und sie konnten Athen schließlich nur mit Hilfe der Perser besiegen.

⁸¹⁾ Thukydides 6,18,6f. u. 6,15,2. Vgl. *Meier*, Entstehung des Politischen (wie Anm. 19), 462 f.

⁸²⁾ Thukydides 1,83,1.

⁸³⁾ Das ist die – wohlbegründete – These von *Lonis*, *Guerre* (wie Anm. 26).

⁸⁴⁾ S. etwa den Vergleich zwischen Sparta und Athen bei Thukydides 1,68 ff. Speziell zum Militärischen ebd. 1,80 ff. u. 7,18,1. *Schaefer*, *Probleme* (wie Anm. 54), 161.

IV.

Zweifellos also hat der Krieg – als Wirklichkeit wie als Möglichkeit – für und in Athen damals eine bedeutende Rolle gespielt. Einige Wirkungen liegen auf der Hand. Die Flotte, die Athen 483 bis 480 baute, war so groß, daß man sie nicht allein mit Athenern bemannen konnte. 200 Schiffe zu je 200 Mann, das macht 40 000, so viele erwachsene Athener gab es kaum, und wenn es sie gab, so konnten sie doch nicht alle mehr wehrdienstfähig sein. Man hat wohl schon damals, wie dann in der Folgezeit, auch Nicht-Bürger angeheuert.⁸⁵⁾ Aber im ganzen blieb es dabei: Es hatten seitdem in Athen auch die Ärmsten unter den Bürgern Wehrdienst zu leisten. Zehn Jahre zuvor hatte man daran – trotz der großen persischen Überlegenheit – noch nicht gedacht.⁸⁶⁾ Bei Marathon kämpften nur die Hoplitzen, 9000 Mann insgesamt, nur die, die sich selbst equipieren konnten. Daß eine Reihe von Sklaven dazu kam, verschlägt dabei nichts.

Die Folge von Flottenbau und Seekrieg war, daß nun auch die Unterschicht eine Aufwertung erfuhr, was ohne die Kriege und vor allem: Erfolge der attischen Flotte unmöglich gewesen wäre. Und da Athen damals schon weitgehende Mitsprachemöglichkeiten eröffnete, setzte sich dies relativ rasch ins Politische um.⁸⁷⁾ Das heißt: der Perserkrieg und die anschließenden Kriege waren die *conditio sine qua non* der Demokratie. Der Krieg war insofern deren Vater. (Ein Aufstieg durch Arbeit, der die Verhältnisse zwischen Schichten verschoben hätte, war in der Antike nicht denkbar.) Die weit ausgreifende Kriegführung eröffnete aber auch für Adlige ganz neue Bewährungschancen^{87a)} und ermöglichte zugleich deren führende Rolle, die für die Demokratie so wichtig war.

Die Kriege waren weiterhin die wichtigsten Voraussetzungen des Reichtums der Stadt. Die Beiträge der Bündner, die Verbesserung der Lage der untersten Schichten, der starke Zuzug von Nicht-

⁸⁵⁾ *Borimir Jordan*. *The Athenian Navy in the Classical Period*. Berkeley/Los Angeles/London 1975, 153 ff.

⁸⁶⁾ *Vidal-Naquet*, *Tradition* (wie Anm. 15), 135 ff.

⁸⁷⁾ Aristoteles' Theorie von der Entsprechung militärischer und politischer Pflichten und Rechte (*Politik* 1297b 16 ff.) läßt sich hier ohne weiteres anwenden, während sie bei den Bauern sehr zu modifizieren ist.

^{87a)} *Stein-Hölkeskamp*. *Adelskultur* (wie Anm. 74), 182 ff., 202.

Bürgern in die Stadt⁸⁸⁾ (aufgrund der großen anfallenden Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten [Rudern, Flottenbau samt Herstellung des Zubehörs, vielfältiges Gewerbe, steigender Konsum, weitgehende Beanspruchung der Athener durch Krieg und Politik etc.]) – auch das folgte aus der Kriegführung. Es gab keine vergleichbare Quelle zu einer solchen Mehrung des Reichtums, jedenfalls nicht zu einer Mehrung in so kurzer Zeit.

Dies alles führte dazu, daß Athen zum wichtigsten Zentrum der griechischen Welt wurde. Es wurde damit zugleich der bedeutendste Umschlagsplatz für den Handel, aber auch für geistige Güter in Griechenland.⁸⁹⁾ Kenntnisse, Methoden verschiedener Herkunft, in einem Wort: Technologien stießen hier so dicht und intensiv aufeinander wie wohl sonst nie in der griechischen Geschichte, und sie befruchteten sich – so daß nicht nur bessere Kenntnisse und Methoden entstanden, sondern auf die Dauer sogar das Bewußtsein, man könne durch methodische Vorgehensweise alle Probleme immer besser meistern.⁹⁰⁾ Es blühte ein Hochgefühl menschlicher Möglichkeiten, wie wohl nie zuvor und nie wieder in der Geschichte vor dem 18. Jahrhundert, und das spornte zu vielem an. Eines der wichtigsten Felder methodischer Verbesserung stellte die Flottenkriegführung dar.⁹¹⁾

Aber nicht nur für Demokratie, Wirtschaft, Technologie, sondern auch für Kunst und das Nachdenken über Politik stellte der Krieg eine überaus wichtige Herausforderung dar. Er brachte viele Probleme mit sich: Tod, Leiden, Entscheidungsschwierigkeiten; Fragen, denen die herkömmliche Moral nicht gewachsen war: Was war mit dem Neid der Götter, wenn man so ungemein erfolgreich

⁸⁸⁾ Diodor 11,43,3. Vgl. *Aischylos*, Hiketiden 947 ff. Nach einer – wiederum unpublizierten – Beobachtung von Peter Spahn müßte sich dies auf die Siedlung im Piräus beziehen: dazu *Wolfram Hoepfner: Ernst Ludwig Schwandner*, Haus und Stadt im klassischen Griechenland. München 1986, 12 ff.

⁸⁹⁾ Ps.-Xenophon 2,7; Thukydides 2,38,2; Hermippos frg. 43 (Kock); *Euripides*, Fragment 981 Seck; *Isokrates*, Panegyrikos 42. Die Künstler und Intellektuellen, die nach Athen kamen, sind in keiner Quelle zusammengefaßt. Aber man kann sagen, daß die Bedeutendsten unter ihnen fast alle da waren. In den platonischen Dialogen findet sich ein Querschnitt nur für einige Jahre.

⁹⁰⁾ *Meier*, Entstehung des Politischen (wie Anm. 19), 469 ff.

⁹¹⁾ Thukydides 1,142,9.

war? Später gab ein Dichter dem Krieg die Hybris zur Frau.⁹²⁾ War es – von allem andern abgesehen – so leicht, ihn zu eröffnen?⁹³⁾ Mindestens gab er zu denken, er mußte verarbeitet werden. Und da man damals, wenigstens bis in den Peloponnesischen Krieg hinein, noch meinen konnte, daß die Welt einen Sinn hatte, nahm man es damit auf: Die Niederschläge davon sind überall zu greifen, zumal in der Tragödie. Wahrscheinlich geht auch die weitere Ausgestaltung der Feste und der Bau von Tempeln nicht zuletzt darauf zurück, daß man den Göttern am kriegerischen Erfolg Anteil geben mußte.⁹⁴⁾

Dies alles liegt auf der Hand: Es sind die Auswirkungen einer an Kriegen reichen Ereignisgeschichte auf das Leben der Stadt. Die, aufs ganze gesehen, positiven Auswirkungen (wenn man es nach den Maßstäben der Zeit nimmt) – bevor der Peloponnesische Krieg dann massiv negative erbrachte.

Daneben stellt sich nun aber die Frage, wie der Krieg, seine Wirklichkeit und seine Möglichkeit ins Leben der Stadt eingebettet gewesen ist. Er nahm einen großen Teil der Zeit und Kraft ihrer Bürger in Anspruch, das ist klar.

Nicht zuletzt muß daraus ein Aufschwung des Sports und seiner Stätten, des Gymnasions und der Palästra in den Poleis resultiert haben. Denn körperliches Training erhöhte die Überlebenschancen.⁹⁵⁾ Und die Polis richtete neue Sportstätten für die breite Bevölkerung ein.⁹⁶⁾ Im Gymnasion übrigens blühte ein gewisser

⁹²⁾ Babrios, fabulae 170.

⁹³⁾ Man brauchte jedenfalls eine Rechtfertigung dafür. (Vgl. etwa die Debatten vor Ausbruch des Peloponnesischen Kriegs, ferner Thukydides 7,18). „Some observations on causes of war in ancient historiography“ bietet *Momigliano*. Secondo Contributo (wie Anm. 7), 13–27. Seine Schlüsse scheinen mir aber zum Teil fragwürdig zu sein. Es wäre vermutlich ergiebiger gewesen, die Spezifika der griechischen Weise, Politik wahrzunehmen, zu erforschen. (Der Umgang mit den Kriegsursachen entspricht ziemlich genau der ereignisgeschichtlichen Orientierung der griechischen Historiographie; *Meier*. Entstehung des Politischen [wie Anm. 19], 326; und woher sollte die Theorie die Kategorien nehmen, um den Krieg zu begreifen?)

⁹⁴⁾ *Christian Meier*, Die politische Kunst der griechischen Tragödie. München 1988; *Lonis*, Guerre (wie Anm. 26), 165 ff.

⁹⁵⁾ *Xenophon*, Memorabilia 3,12,4 ff. Vgl. *Platon*, Politeia 374 d; *Platon*, Laches 182a/b.

⁹⁶⁾ *Ps.-Xenophon*, Athenaion Politeia 2,10; *Henri Irénée Marrou*, Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum. München 1977, 92 ff.; *Jean Delorme*, Gymnasion. Paris 1960, 25 f.

Kult jugendlicher Schönheit über die Kreise des Adels hinaus! Die Riten des Übergangs zum Erwachsensein waren militärisch durchwirkt.⁹⁷⁾ Das Exerzieren mit den Waffen, Marschübungen, insbesondere die stets von neuem notwendigen Flottenmanöver müssen die Athener stark beschäftigt haben. Schließlich und vor allem die Kriegführung selbst, vielfach Verwundungen oder früher Tod. Ein besonderer Ernst mußte daraus erwachsen – und wohl auch eine *ceteris paribus* besondere Fähigkeit, Leben zu genießen. Der Krieg nahm aber auch eine Menge Geld in Anspruch, und zwar zumal in Form von Leistungen vermöglicher Bürger, zum Teil von Umlagen.

Selbstverständlich bestimmte er weite Teile der politischen Tagesordnung, von Beschlüssen über Auszug und Bündnisse bis zu Überwachung, Ausbau, Ausbesserung der Werften, Schiffe und Schiffshäuser. Auch dies liegt auf der Hand. Dahinter wird es schwierig: Wie dachte man über den Krieg, welchen Platz hatte er in der Mentalität? Wie kam es überhaupt dazu, daß die Athener ihn immer wieder beschlossen? Es gab doch viele Klagen darüber, viele Bedenken deswegen, es drohten Verwundung und Tod.

„Am verhaßtesten bist du mir von den Göttern, die den Olymp bewohnen, immer ist dir Streit lieb und Kriege und Schlachten“, sagt Zeus zum Kriegsgott Ares, seinem Sohn, in Homers *Ilias*. Ares heißt „Menschenverderber“, „Meuchelmörder“, er ist ein recht unverständiger Wüterich, sein Name verbindet sich mit Tränen, Stöhnen, Untergang. Seine ganze Familie ist voll von den übelsten Gestalten. Nicht Ares, den Krieg, sondern die einzelnen Göttinnen und Götter – Athene etwa –, auf deren Schutz im Krieg man rechnete, hat man vor allem verehrt. Es gibt kaum Ares-Kulte.⁹⁸⁾

„Die viel Blut vergießen, entgehen nicht dem Auge der Götter“, singt der Chor der alten Männer in Aischylos' *Agamemnon*. „Ich möchte kein Städtezerstörer sein“, heißt es weiter; dann freilich auch: „Aber selbst will ich auch nicht besiegt werden und mein Leben in Knechtschaft verbringen müssen.“ Ares heißt bei ihnen

⁹⁷⁾ *Vidal-Naquet*. *Tradition* (wie Anm. 15), 151 ff.

⁹⁸⁾ *Burkert*. *Griechische Religion* (wie Anm. 22), 262 ff. Zu Veränderungen in der Ares-Darstellung des 5. Jahrhunderts: *Ernst Buschor*. *Das Kriegerum der Parthenonzeit*. *Burg* 1943, 8 ff. Sie liegen offenbar im Trend des allgemeinen Wandels der Göttervorstellung. Aber sie mögen auch eine rationalere Auffassung des Krieges spiegeln.

der „Goldwechsler“: Er nimmt Männer und gibt dafür Urnen mit Asche zurück!⁹⁹⁾ Thukydides mißt die Größe des Peloponnesischen Krieges an der Größe der Leiden.¹⁰⁰⁾ Am Vorabend des Aufbruchs der athenischen Streitmacht zur sizilischen Expedition führt Euripides seine Troerinnen auf, in denen er ergreifend das Geschick der Besiegten zeigt – und das Unglück, mit dem die Götter die Sieger für ihre Untaten (vor allem freilich für die Zerstörung der Heiligtümer) strafen. Aristophanes hat in mehreren Komödien die Friedenssehnsucht zum Thema gemacht.

Diejenigen, die über Krieg (und Feldzüge) Beschluß faßten, waren mehr oder weniger dieselben wie die, die ihn dann führten (oder falls sie älter waren: deren Söhne ihn führten). Perikles erklärte, es sei nicht möglich, daß „Gleiches und Gerechtes“ im Rat ersonnen werden könne, wenn die Bürger nicht auch ihre Söhne in gleichem Maße der Gefahr aussetzten.¹⁰¹⁾ Euripides läßt einen Herald klagen, daß bei der Abstimmung keiner an den eigenen Tod denke, sonst würde Hellas nicht kriegswütig zugrunde gehen.¹⁰²⁾ Warum also wurden ständig diese Kriege beschlossen? Von heute aus ist das unendlich schwer zu verstehen, ja es erscheint uns im Grunde völlig fremd. Verstand es sich damals also wirklich von selbst? Und wenn ja, warum?

Sicher nicht, weil man damals den Krieg für den „Normalzustand“ gehalten hätte. Das ist erst die These eines deutschen Altphilologen, die sich – falls man seine Abhandlung liest – ohne Aufwand als Fehlschluß erweist, auch wenn man ihr innerhalb und außerhalb der Altertumswissenschaft immer wieder folgt. Dergleichen ist schon mit der Selbsthaftigkeit so gut wie ausgeschlossen, es läßt sich für die Griechen auch widerlegen.¹⁰³⁾

⁹⁹⁾ *Aischylos*, Agamemnon 461, 472, 438; *Meier*, Entstehung des Politischen (wie Anm. 19) 164, 58.

¹⁰⁰⁾ Thukydides 1,23; *Hermann Strasburger*, Homer und die griechische Geschichtsschreibung, (SB d. Heidelberger Akademie d. Wiss., 1972/1.) Heidelberg 1972, 23f., 33ff. u. ö.

¹⁰¹⁾ Thukydides 2,44,3.

¹⁰²⁾ *Euripides*, Hiketiden 484f.

¹⁰³⁾ *Bruno Keil*, EIPHNH. Eine philologisch-antiquarische Untersuchung. Berichte der Akademie Leipzig 1916, 7. Vgl. *Georg Busolt/Heinrich Swo-boda*, Griechische Staatskunde. München 1926, 1253 u. v. a. Allein, die Befristung der Friedensverträge auf 5, 10, 30, 50 Jahre besagt doch nicht, daß danach „ohne weiteres der alte Kriegszustand wieder eintritt“, vielmehr nur,

Auch die Rede, daß der Krieg den Menschen verhängt sei, bringt uns nicht weiter. Denn es gab durchaus Griechen, die daraus schlossen, man dürfe ihn gerade deswegen nicht leichtfertig beginnen.¹⁰⁴⁾ Man war insofern keineswegs fatalistisch. Richtig ist allerdings, daß es um die „internationale“ Rechtssicherheit damals nicht sehr gut bestellt und daß die Schwelle zwischen Krieg und Frieden nicht sehr hoch war. Aber dann bleibt die Frage, warum so viele Kriege – warum speziell im 5. Jahrhundert?

Moses Finley hat darauf verwiesen, daß Kriege mit Gewinn verbunden waren. Das ist gewiß richtig – obwohl die Klagen über den Krieg immer wieder auch dahin laufen, daß er so große Verluste bringt, auch materiell. Friede dagegen ist segensreich. Er wird schon früh mit Recht und guter Ordnung zusammengebracht, auch

daß man sich auf länger nicht binden will (vgl. Demosthenes 19, 55. Beispiele für Verträge, die für immer geschlossen sind, *Connor*, Early Greek Land Warfare [wie Anm. 10], 18, 72; *Fritz Gschnitzer*, Ein neuer spartanischer Staatsvertrag, Meisenheim 1978, 16, 39. Vgl. aus einem andern Bereich *Roman Herzog*, Frühe Staaten, München 1988, 194). Ein vertragsloser Zustand war noch kein Krieg, die Beispiele bei *Busolt/Swoboda*, Griechische Staatskunde, 1253, 6, sind für die These unergiebig. Wie immer man die Eigenheiten der griechischen Terminologie, die Keil bespricht, erklären will, entscheidend scheint mir gegen seine These zu sprechen, daß Krieg jeweils angekündigt und abgeschlossen wird (*Burkert*, Griechische Religion [wie Anm. 22]). Kriege, die „ohne weiteres“ bestehen, gibt es nicht, nicht-erklärte Kriege sind irregulär (*Ducrey*, Traitement [wie Anm. 40], 3f.; Herodot 5,81; *John L. Myres*, ΑΚΗΡΥΚΤΟΣ ΠΟΛΕΜΟΣ, in: *Classical Rev.* 57, 1943, 66f.; *Remigiusz Bierzanek*, Sur les Origines du Droit de la Guerre et de la Paix, in: *RHDFE* 38, 1960, 84). Auch die spartanischen Ephoren erklären jedes Jahr von neuem den Heloten den Krieg (*Aristoteles*, Fragment 538). Kriegszustand als das Normale mag unter Nomaden gelten, mit Selbsthaftigkeit ist es schwer vereinbar. Zu Platons Äußerung (*Nomoi* 626a), die auch *Keil*, EIPHNH, 10, für sich anführt: Sie beweist das Gegenteil, denn das, was die Menschen Frieden nennen, gilt ja auch nach Platon im Normalfall, nur daß dieser normale Frieden Platons Ansprüchen – respektive denen des von ihm zitierten Kreters – nicht genügt: Das aber bedeutet nur, daß es einen platonischen Frieden weder zwischen noch in Städten, ja nicht einmal in Dörfern und Häusern und im Innern der Menschen gibt. Was soll solch ein Zitat in einer ernsthaften Erörterung der damaligen Verhältnisse? Vgl. auch *Aristoteles*, Politik 1333a 35, 1334a 15; *Hans-Joachim Gehrke*, Jenseits von Athen und Sparta, München 1986, 53, stellt fest: „Nicht der Zustand, sondern die Gefahr des Krieges war ... permanent.“

¹⁰⁴⁾ *Xenophon*, Hellenika 6,3,6. Vgl. *Euripides*, Hiketiden 744 ff., dafür, daß die Mechanismen nicht notwendig sind.

im 5. Jahrhundert gepriesen.¹⁰⁵) Der eben zitierte Herold bei Euripides erklärt, der Friede sei viel besser als der Krieg, den Museen höchst freundlich, der Rache feind, des blühenden Nachwuchses sich freuend, auch des Reichtums. Und darin können sich doch wohl nicht nur die Einsichten Besiegter spiegeln. Immerhin: Athen hat lange Zeit bedeutende Gewinne aus seinem Seebund, aus seinem Reich gezogen, und seine zahlreichen Kriege haben lange Zeit direkt oder indirekt dazu beigetragen. Gerade auch die unteren Schichten haben davon profitiert.¹⁰⁶) Schwer zu entscheiden, wie weit die Kriegführung direkt auf Gewinn bezogen und wie weit sie eher Konsequenz des attischen Seereichs gewesen ist, das seinerseits so günstige materielle Auswirkungen hatte. Denn wenn man ein Reich hat und es zusammenhalten will, können sich auch Kriege als notwendig erweisen, die keinen Gewinn versprechen. Da gibt es Gesichtspunkte der Ehre, des Rangs, des Stolzes, die zugleich solche der politischen Notwendigkeit sind; auch die der Rache sollte man nicht vergessen. Es spricht nichts dafür, daß sie den attischen Kleinbürgern fremd gewesen wären (daß diese also in allen Überlegungen immer wieder auf die Aussicht auf Beute zurückgerechnet hätten).¹⁰⁷)

Es blieb ihnen vielmehr oft nichts anderes übrig als Krieg zu beschließen. Die vielen Klagen über dessen Auswirkungen sind – sofern sie nicht bloß aus besonderen Situationen resultieren – nur die Kehrseite davon. Auch der Krieg war, wie so vieles andere, ambivalent.¹⁰⁸) Vermutlich besteht die Eigenart der damaligen Athener

¹⁰⁵) Aischylos frg. 281 (Lloyd-Jones); *Pindar*, Isthmien 4,17; Olympien 13,6f.; Herodot 1,87 u. 8,3,1; Thukydides 1,80,1 sowie 2, 61,1 u. ö.; *Wilhelm Nestle*, Der Friedensgedanke in der antiken Welt. (Philologus, Supplement-Bd 31, H. 1.) Leipzig 1938; *Keil*, EIPHNH (wie Anm. 103), 37 ff., 46 ff.

¹⁰⁶) *Ps.-Xenophon*, Athenaiion Politeia, zeigt das sehr schön, wenn auch wohl etwas übertreibend.

¹⁰⁷) Bei Finley schlägt hier seine – auch sonst zu beobachtende (s. Gnomon 58, 1986, 504 ff.) – Tendenz durch, für die Angehörigen breiterer Schichten grundsätzlich nur mit materiellen Interessen zu rechnen. Man kann dann aber sehr vieles in der Geschichte nicht erklären – und nicht erkennen. Vgl. o. Anm. 3. Zum Motiv der Rache *Hans-Joachim Gehrke*, Die Griechen und die Rache. Ein Versuch in historischer Psychologie, in: *Saec* 38, 1987, 121 ff.

¹⁰⁸) *Meier*, Entstehung des Politischen (wie Anm. 19), 199 f. Aischylos' Orestie, die so voll von Klagen über Ares' verhängnisvolle Wirkungen ist, preist am Ende den Krieg als Korrelat der Bürger-Freundschaft (Eumeniden 913 ff.). Das hat vermutlich einen ganz konkreten Situationsbezug (*Meier*, Entstehung des Politischen [wie Anm. 19], 211 f.). Oder sollte sich darin auch

vor allem darin, daß sie diese Ambivalenz nicht hinter ideologischen Formulierungen versteckt haben, sondern offen zutage treten ließen.¹⁰⁹⁾ Wie die Kritik, so sollte auch die Klage – zu der ja anläßlich der ungeheuer vielen Kriegstoten wahrhaftig Anlaß genug bestand – offen zu Wort gebracht werden. Nur hatte das wenig Konsequenzen. Nur konnte man deswegen vielleicht in diesem oder jenem Fall zurückhaltend sein; aber es blieben Anlässe genug zum Krieg; und an Pazifismus war ohnehin nicht zu denken.¹¹⁰⁾

Kaum zu sagen, wieweit der Gedanke an den eigenen Tod oder den der Söhne den Athenern bei der Abstimmung präsent zu sein pflegte. Die Aussichten, die Kosten des Krieges wurden gewiß diskutiert¹¹¹⁾, warum nicht auch die zu befürchtenden Opfer? Doch wird der allgemeine Kommentar kaum zugelassen haben, daß man den Ruf der Feigheit riskierte; dem standen die alten kriegerischen Ideale, stand die ganze griechische Männlichkeit im 5. Jahrhundert noch im Wege.¹¹²⁾ Und zudem gab es immer auch diejenigen, die gerade die Gefahr, die Bewährung suchten. Speziell von der Jugend heißt es verschiedentlich, sie dränge zum Krieg.¹¹³⁾ Walter Burkert meint gar, jede Generation habe bei den Griechen „das Recht und die Verpflichtung zu ihrem Krieg“ gehabt.¹¹⁴⁾ Aber auch abgesehen

etwas von der von *Burkert*, *Homo Necans* (wie Anm. 66), beschworenen gemeinschaftsstabilisierenden Kraft der Schlacht äußern?

¹⁰⁹⁾ Zu den *epitaphioi* s. im Folgenden. Wahrscheinlich ergibt sich hier ein Zusammenhang mit der so spezifisch griechischen Kontingenztoleranz (*Meier*, Entstehung des Politischen [wie Anm. 19], 45, 240, 495). Vielleicht „ergänzt“ sich die Klage über den Krieg für sie geradezu mit der Bereitschaft, ihn zu führen; in einem tieferen Sinne als in der temporalen Abfolge, von der Günter Kunerts Gedicht vom 1950 handelt: „Als der Mensch unter den Trümmern seines bombardierten Hauses hervorgezogen wurde, schüttelte er sich und sagte: Nie wieder. Jedenfalls nicht gleich.“

¹¹⁰⁾ Es gab nur – im späten 5. und 4. Jahrhundert – die Verurteilung von Kriegen unter Griechen. Das seien nur innere Auseinandersetzungen – im Gegensatz zu denen mit den Barbaren. Gegen diese war nichts einzuwenden. So *Platon*, *Politeia* 469 b ff. Vorher schon Gorgias. *Nestle*, Friedensgedanke (wie Anm. 105), 17 ff., der im übrigen zu leichtfertig mit Pazifismus rechnet. Einige weitere Belege bei *Burckhardt*, Kulturgeschichte (wie Anm. 33), Bd. I, 283 f.

¹¹¹⁾ Thukydides 1,80 ff. u. ö.: *Platon*, *Politikos* 304 e.

¹¹²⁾ Im 4. Jahrhundert verändert sich dies.

¹¹³⁾ *Meier*, Entstehung des Politischen (wie Anm. 19), 479.

¹¹⁴⁾ *Burkert*, *Homo Necans* (wie Anm. 66), 60. Vgl. *James M. Redfield*, *Nature and Culture in the Iliad: The Tragedy of Hector*, Chicago/London

davon: Man muß damals ein ganz anderes Verhältnis zum Tod gehabt haben, das heißt, die Frage nach dem Sinn des Lebens muß in ihrem Verhältnis zu anderen Ansprüchen grundsätzlich anders gestellt gewesen sein als heute. Gewiß, auch damals wollte jeder leben, bewußt und unbewußt, aber man wollte es nicht um jeden Preis. Man war auch im Alltag dem Tod ganz anders konfrontiert als wir heute.

Die Korinther bezeugen für die Athener geradezu Todesverachtung: „Sie setzen ihre Leiber ein, wie wenn sie ihnen nicht gehörten!“ Perikles sagt: Schmerzlicher ist für einen Mann, wenn er wenigstens Stolz besitzt, die Schmach, die mit dem Weichwerden, der Feigheit verbunden ist, als der Tod im Gefühl der Kraft und gemeinsamer Hoffnung, den man kaum spürt.¹¹⁵⁾ Die großen Gefallenreden der Stadt rühmen immer wieder die Mannhaftigkeit der Gefallenen, sprechen von ihrem „schönen Tod“, und ebenso, nämlich als Sterben in Haltung und Würde, finden die Athener damals den Tod in der Kunst, etwa auf den Giebeln ihrer Tempel dargestellt.

Dieses kriegerische Ideal war vermutlich sehr tief in griechischer Identität verankert. Viele Darstellungen sprechen dafür. Das unerreichte Vorbild war Sparta, wo man nur mit dem Schild oder auf dem Schild aus der Schlacht heimzukommen hatte.¹¹⁶⁾ Herodot läßt die Perser darüber staunen, daß die Spartaner sich sorgfältig ihre langen Haare kämmen, bevor sie in der Schlacht ihr Leben riskieren (7,208 f). Es war nicht nur dieser Tod „schön“, sondern er wollte auch von Schönen gestorben sein. Eine solche gegenseitige Erwartung auf Tapferkeit gehörte ja schon deswegen zu den Griechen, weil das Zusammenstehen und Kämpfen in der Phalanx darauf angewiesen war (und das Verhalten des Einzelnen zugleich kontrollierbar machte).^{116a)}

1975, X: „War is ... both terrible and also necessary to happiness.“ *Pindar*, Olympien 6, 9.

¹¹⁵⁾ Thukydides 1,70, 2, 43,6.

¹¹⁶⁾ *Plutarch*, *Moralia* 241; *Cartledge*, *Hoplites and Heroes* (wie Anm. 70), 393 f. Vgl. Herodot 7,104. *Carl Werner Müller*, Der schöne Tod des Polisbürgers. Oder „Ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben“, in: *Gymnasium* 96, 1989, 320 f., 331 ff.

^{116a)} *Müller*, *Schöner Tod* (wie Anm. 116), 321 f., 335. *Platon*, *Politeia* 471 c/d.

Die griechische Identität hatte ihren Stolz aber nicht nur dem äußeren Gegner, sondern besonders auch dem andern Geschlecht gegenüber.¹¹⁷⁾ Der Wert des Mannes, sein Vorrang, ja: sein Privileg, allein in der Öffentlichkeit der Stadt zu sein, hatte gewiß wesentlich mit seiner Rolle als Krieger zu tun. Nicht, daß die Frauen grundsätzlich nicht auch hätten zu Felde ziehen können. Die Amazonen (die die Kunst gerade im 5. Jahrhundert so gerne und so eindrucksvoll darstellte) bezeugen das Gegenteil. Übrigens auch Berichte aus Dahomey, aus dem frühen 18. Jahrhundert. Dort hatte man einmal Frauen zum Schein bewaffnet und in der Schlachtreihe mit aufgestellt, nur damit die eigene Armee als größer erschiene. Dann aber warfen sie sich in den Kampf und besorgten das Geschäft so gut, daß man ein weibliches Elitekorps aufstellte.¹¹⁸⁾ Es war im Königspalast kaserniert. Allein – Frauen, die in den Krieg ziehen, sind (in Dahomey wie in Griechenland) keine Frauen mehr, es fehlt ihnen etwas Entscheidendes dazu. Sie können, ja dürfen ihre nach allgemeiner Ansicht eigentliche Rolle nicht spielen. Wo käme man auch hin, wenn sie schwanger würden!

Nichts hat die Athener nach Salamis so geärgert, wie daß auf Xerxes' Seite die Königin Artemisia von Halikarnass mitgekämpft hatte, noch dazu, laut Xerxes, sich als der einzige Mann in der persischen Flotte erwies.¹¹⁹⁾

Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern aber war, wenn es in Griechenland vermutlich immer etwas gespannt gewesen ist, in der attischen Demokratie besonders schwierig. Die Damen des Adels konnten stets ein wenig an den Privilegien ihrer Ehemänner teilhaben. Außerdem war deren Überlegenheit evident. Sie waren meist weitgereist, erfahren, gebildet. Und die Frauen der Mittel- und Unterschicht waren politisch, solange der Adel herrschte, kaum schlechter dran als ihre Männer. Als aber die Männer der Mittel- und vor allem der Unterschicht an der Regierung starken Anteil nahmen, waren deren Frauen die einzigen politisch stark Unterpri-

¹¹⁷⁾ Vgl. etwa Diodor 12,16,11.; *Paul Veyne*, Critique d'une Systématisation: Les Lois de Platon et la Réalité, in: *Annales* 37, 1982, 897, spricht von einer „obsession gréco-romaine de la virilité“.

¹¹⁸⁾ *Maurice R. Davie*, La Guerre dans les Sociétés Primitives. Son Rôle et son Evolution. Paris 1931, 55 ff. Vgl. Herodot 4,117. *Platon*, Politeia 471 d.

¹¹⁹⁾ Herodot 8,93 u. 88,3. Vgl. ebd. 68 a 1 u. 7,99.

vilegierten. Und wer will sagen, ob für sie die Überlegenheit ihrer Männer wirklich evident war? Sie kannten sie doch! So kann es kein Zufall sein, daß die Macht- und Ansehensverteilung zwischen den Geschlechtern auf dem athenischen Theater immer wieder nachvollzogen und legitimiert wurde. Und es war auch nicht nur ein Scherz, wenn Aristophanes die Frauen zeigte, wie sie ihre Männer endlich zum Frieden zwingen wollten.¹²⁰⁾ Denn gerade als es schlecht ging mit dem Krieg, leuchtete die Weisheit der männlichen Demokratie nicht mehr ein^{120a)}, und mit jedem Ehemann, jedem Sohn, der fiel, wurde das schlimmer. Und man war relativ offen in Athen. Nur, sollten die Männer da nachgeben? Sollten sie da nicht erst recht den Sieg erzwingen wollen? Leider haben sie genau das versucht. Und es waren nicht nur die üblichen Folgen „pathologischen Lernens“, sondern wohl auch ihre Männlichkeit, die sie dazu veranlaßte.

Um dies zusammenfassend gleich in einen weiteren Rahmen zu stellen: Innerhalb der Demokratie spielte die Bürger-Identität eine ganz außerordentliche Rolle. Die Bürger waren ganz stark, für uns kaum nachvollziehbar stark durch ihre Bürger-Eigenschaft bestimmt. Damit gehörte zusammen, daß das Mannes-Ideal damals begrenzt, in diesen Grenzen aber sehr allgemein und umfassend war: Man hatte Land zu besitzen, um sich selbst zu versorgen, Krieger zu sein, sich politisch zu betätigen, Sport zu treiben und vielleicht noch gewisse musische Grundfähigkeiten auszubilden. Mehr war es kaum; das aber ließ sich erreichen, im Rahmen der Hopliten-Bürgerschaft.¹²¹⁾ Und so umfassend, wie dieses Mannes-Ideal war, wurde es dargestellt: Etwa im Speerträger des Polyklet.¹²²⁾ Alles

¹²⁰⁾ Vgl. v. a. Aischylos' Sieben gegen Theben, seine Orestie und Aristophanes' Lysistrate; *Claude Mossé*, La Femme dans la Grèce Ancienne. Paris 1983, 103 ff.

^{120a)} *Aristophanes*, Ekklesiazusen 473 ff. *Meier*, Entstehung des Politischen (wie Anm. 19), 479.

¹²¹⁾ *Meier/Veyne*, Kannten die Griechen (wie Anm. 72); *Meier*, Welt der Geschichte (wie Anm. 13), 60 ff.

¹²²⁾ *Meier*, Politische Kunst (wie Anm. 94), 233 f.; *Luca Giuliani*, Bildnis und Botschaft. Frankfurt am Main 1986, 127; *Friedrich Hiller*, Zum Kanon Polyklets, in: Marburger Winckelmann Programm 1965, 1 ff.

Spezialistentum wurde dagegen gering geschätzt (innerhalb der Bürgerschaft), so sehr man seine Früchte genießen mochte.¹²³⁾

Die Angehörigen der Unterschicht aber blieben hinter diesem Ideal zunächst weit zurück: Kein Land, kein Kriegsdienst, wohl auch kein Sport und – sie waren Spezialisten! Seit den Perserkriegen aber leisteten sie den Ruderdienst auf der Flotte, gewannen praktische politische Rechte, trieben Sport; konnten sie ihr Handwerk wenigstens zum guten Teil vernachlässigen. Da wurden sie (nicht: als „geborene“ Landbesitzer-Bürger, aber kraft ihrer erworbenen Bedeutung für die Stadt, nicht auf eigene Kosten, sondern von der Stadt bezahlt) voll der Polis zugehörig. Und trotzdem blieb angesichts des starken, festgelegten Bürger-Ideals ein gewisser Makel an ihnen haften.¹²⁴⁾ Wie sollten sie da nicht, und vielleicht gar um der Kompensation halber, besonders stark das Krieger-Ideal samt der Haltung zum Tod mitübernehmen? Wie sollten sie sich da nicht ganz besonders mit der Stadt identifizieren? Also durchaus bereitwillig zum Kriege sein? Und besonders männlich, ganz wie es dem Ideal entsprach? So daß der Krieg weitgehend die Mentalität prägte.

Zu den allgemein griechischen und in Athen derart zugespitzten Motiven des Kriegerertums aber gesellte sich schließlich als starkes Argument, wofür sie ihr Leben einsetzten.¹²⁵⁾ Das Verhältnis zwischen kriegerischer Bewährung und der Sache, für die gekämpft wurde, hat sich im Athen des 5. Jahrhunderts offensichtlich stark zugunsten der Sache verschoben: das war ihre Stadt, deren Größe, Macht und Glanz.

¹²³⁾ *Meier*, Politik und Anmut (wie Anm. 55), 98 ff.; *Christian Meier*, Arbeit, Politik, Identität. Neue Fragen im alten Athen?, in: Venanz Schubert (Hrsg.), *Der Mensch und seine Arbeit*. St. Ottilien 1986, 47 ff.

¹²⁴⁾ *Connor*, *Early Greek Land Warfare* (wie Anm. 10), 26, hat mit besonderem Nachdruck darauf hingewiesen. Für die Bedeutung kriegerischer Standes-Ideologien spricht auf andere Weise die Überrepräsentation der Ritter auf den Bildern des 5. Jh.s.; *Nicole Loraux*, *L'Invention d'Athènes*. Paris/Den Haag/New York 1981, 453, 86; *Ernst Kluwe*, *Attische Adelsgeschlechter als Auftraggeber in der bildenden Kunst*, in: Reimar Müller (Hrsg.), *Der Mensch als Maß der Dinge*. Berlin 1976, 29 ff. Zu den grundsätzlichen Bedingungen der Gleichheitsvorstellung *Veyne*, *Critique* (wie Anm. 117), 894.

¹²⁵⁾ Dazu *Paul Veyne*, *Le Pain et le Cirque*. Paris 1976, 31; *Burckhardt*, *Kulturgeschichte* (wie Anm. 33), Bd. 4, 98 f.

Das Bewußtsein davon wurde in Athen damals allenthalben sehr gepflegt. Dem diente der Schmuck der Stadt, nicht nur, aber vor allem die großartigen Bauten auf der Akropolis. Perikles hat deren Propyläen in geradezu imperialem Geiste auf den Volksversammlungsplatz, die Pnyx, ausgerichtet.¹²⁶⁾ Beim Fest der Großen Dionysien, vor Beginn der Tragödienaufführungen wurde symbolisch Athens Macht demonstriert, indem die frisch eingekommenen Zahlungen der „Bundesgenossen“, nach Talenten abgepackt, zunächst einmal den Bürgern auf der Orchestra präsentiert wurden. Gleichzeitig entließ die Stadt jeweils einen neuen Jahrgang der Kriegswaisen aus ihrer Fürsorge, nachdem sie für deren Erziehung und Unterhalt gesorgt hatte: Sie erhielten eine Rüstung und zogen feierlich ins Theater ein.¹²⁷⁾ Und der glanzvolle Aufzug, in dem auf dem Fest der Panathenäen die Athener der Göttin ihr neues Gewand zu bringen pflegten, fand sogar im berühmten Fries auf dem Parthenon seine Darstellung – die ideale Darstellung der Bürgerschaft Athens. Auf diese und wohl noch ähnliche andere Weisen also wurden die Größe, der Glanz Athens in immer neuen, eindrucksvollen Demonstrationen ihren Bürgern präsentiert. Und sie hatten genug Gelegenheit, sie auch im Alltag immer wieder zu erleben.

Einer der besonders herausgehobenen Anlässe zur Feier der Stadt war die jährliche Ehrung der Gefallenen.¹²⁸⁾ Deren Überreste wurden auf einem Gerüst aufgestellt, die Angehörigen brachten den Ihren Grabspenden dar. Nach drei Tagen der individuellen Trauer wurden die Toten phylenweise in je einem zypressenen Schrein beigesetzt.¹²⁹⁾ In Inschriften wurden die Namen aller Gefallenen aufgeführt, einer unter dem andern: Hier war man so gleich, wie Menschen es im Tode sind. Aber diese Gleichheit konnte so wohl nur in einer Demokratie dokumentiert werden.¹³⁰⁾

¹²⁶⁾ Hermann Büsing. Vermutungen über die Akropolis in Athen, in: Marburger Winckelmann Programm 1969, 1 ff.

¹²⁷⁾ Aischines 3,154; Isokrates 8,82 mit Anton E. Raubitschek, Two Notes on Isocrates, in: TAPhA 72, 1941, 356 ff.

¹²⁸⁾ Dazu die eben zitierte bedeutende, in ihren Folgerungen leider oft zu wenig umsichtige Untersuchung von *Loroux*, L'Invention (wie Anm. 124). Vgl. auch *Reinhard Stupperich*, Staatsbegräbnis und Privatgrabmal im klassischen Athen. Diss. Münster 1971, 31–55.

¹²⁹⁾ Thukydides 2,34.

¹³⁰⁾ *Loroux*, L'Invention (wie Anm. 124), 22 f., 32. Daß diese, so nur im Tode

Es folgte zum Abschluß die feierliche Rede auf die Gefallenen. Ihre Tapferkeit, ihr Heldentod wurden gepriesen. Die damals übliche Formel für verdiente Männer, sie seien *agathoi andres genomenoi*, wurde in einem spezifischen (freilich nicht ausschließlichen) Sinn¹³¹⁾ auf die Gefallenen angewandt. Sie bezeichnete geradezu ihr Sterben in der Schlacht. Die Wendung heißt wörtlich: Sie sind gute Männer geworden, „gut“ aber muß dabei für „bewährt“ stehen, denn *agathos* kann sich nur auf eine Tat, nicht auf eine innere Qualität bezogen haben. Es war zugleich ein altes Prädikat für höchsten Manneswert. Und wenn man den Tod in der Schlacht in der Polis-Welt nach Homer „schön“ (*καλὸς θάνατος*¹³²⁾) nannte, so hieß das offenbar, daß er „ehrevoll“ war. So wurde er dargestellt. Perikles (wie Thukydides seine Gefallenenrede formuliert) spricht gar vom „Höhepunkt mehr des Ruhms als der Angst“, den die Gefallenen einen kurzen Augenblick lang vor ihrem Tod erlebten (2,42,4). Woher er das weiß, bleibt offen.

In alldem kommt in neuer Formulierung, in einer neuen Bewußtheit zugleich viel Überkommenes zum Ausdruck. Wir hören, daß ein früher Tod nach griechischer Auffassung schon deswegen als gut empfunden wurde, weil er einem das mühselige Alter mit all

erreichbare Gleichheit damals aber zugleich die Todesauffassung modifiziert habe, erscheint mir ungläubwürdig.

¹³¹⁾ Beispiele für beide Bedeutungen *Julius Gerlach*, ΑΓΑΘΟΣ ΑΝΗΡ. Diss. München 1932. Aber es ist offenkundig falsch, wenn *Loroux*, L'Invention (wie Anm. 124), 99, behauptet, man würde nur im Tod zum ἀνὴρ ἀγαθός. Man konnte seine Tapferkeit auch anders erweisen, nur durch den Tod in der Schlacht erwies man sie jedenfalls (Thukydides 2,42,3. *Platon*, Menexenos 234c). Der Wendung vergleichbar ist das deutsche Wort „Heldentod“ und seine Korrelate in andern modernen Sprachen: Man kann sich auf viele Weise als Held bewähren, nur: durch den Tod in der Schlacht wird man es jedenfalls. Richtig ist aber, wenn Frau *Loroux* betont, man habe die Freiwilligkeit des Opfers sehr herausgestrichen: Nicht die des Todes, aber die, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Eine solche freie Wahl galt damals übrigens als das Auszeichnende der Stadt Athen. Hier kommt also neben dem alten Heldeneideal des Epos ein moderner Zug hinein. Vgl. Thukydides 1,70.

¹³²⁾ Vgl. *Gherardo Gnoli/Jean-Pierre Vernant* (Eds.), La Mort, les Morts dans les Sociétés Anciennes. Cambridge 1982. Darin *Vernant*, La Belle Mort et le Cadavre Outragé (45 ff.), und *Nicole Loroux*, Mourir devant Troie. Tomber pour Athènes: de la Gloire du Héros à l'Idée de la Cité (27 ff.). *Müller*, Schö-

seinen Gebrechen ersparte.¹³³) Nach Solon ist Tellos deswegen der glücklichste Mensch gewesen. Er hatte Kinder und Kindeskinde und fiel tapfer in der Schlacht.¹³⁴) Und es mag auch durchaus etwas an dem Argument sein, daß die Griechen ein besonders ausgeprägtes Bewußtsein der Hinfälligkeit des eigenen Lebens hatten, so daß ihnen sehr darum zu tun war, die Grenzen ihrer Sterblichkeit zu durchbrechen, und daß ihnen dazu vor allem der Ruhm gedient habe.¹³⁵) Man weiß nie, wieviel Resignation in der Weisheit steckt, aber es mag immerhin sein, daß der Tod damals leichter genommen wurde als etwa heute bei uns. Nicht im Moment des Sterbens, aber in der Auffassung davon. Schließlich war das Leben nicht der oberste Wert, was immer es gelten mag, und man hatte Ziele, um deretwillen man es hingab; man hatte Motive, die einen veranlaßten, manche Schande mehr zu fürchten als den Tod.¹³⁶) In der Phalanx, aber auch bei den Operationen der Flotte mußte man auf den todesmutigen Einsatz der Einzelnen rechnen. Einer war auf den andern angewiesen.¹³⁷) Wenn es gelang, einen gewissen Kampfgeist herzustellen, so muß daher der Druck groß gewesen sein, Manneswert (*areté*) zu beweisen, Mut und den Willen, lieber zu sterben als zu versagen. Mindestens zu Lande kämpften die Angehörigen der Unterabteilungen der Bürgerschaft in denselben Verbänden: Nachbarn, Männer jedenfalls, die auch im Frieden ständig miteinander zu tun hatten; Athen war insoweit auch eine *face to face society*.

ner Tod (wie Anm. 116). Ebd. 318, 5, der Hinweis auf Pseudo-Demosthenes 60, 19, wonach die Gefallenen auch der unterliegenden Seite zu den Siegern zählen!

¹³³) Umgekehrt hieß es in einer Gefallenenrede des Periktes, daß der Frühling aus dem Jahr gebrochen sei (*Aristoteles*, Rhetorik 1365a 30ff., 1411a 1ff. Vgl. Herodot 7.162,1 zum Topos).

¹³⁴) Herodot 1,30. Vgl. *Burckhardt*, Kulturgeschichte (wie Anm. 33), Bd. 2, 380; *Bessie Ellen Richardson*, Old Age among the Ancient Greeks. New York 1933 (2. Aufl. 1969).

¹³⁵) *Hannah Arendt*, Vita Activa. Stuttgart 1960, 23f., 55, 227; *Walter Burkert*, Die orientalisierende Epoche in der griechischen Religion und Literatur. (SB d. Heidelberger Akademie d. Wiss., 1984/1.) Heidelberg 1984, 109, *L. B. Carter*, The Quiet Athenian. Oxford 1986, 6f.

¹³⁶) Lysias 2,25; Thukydides 2,42,3. Vgl. Euripides frg. Seeck 360 zur Haltung der Mütter.

¹³⁷) *Euripides*, Herakles 190ff.; *Cartledge*, Hoplites and Heroes (wie Anm. 70), 394, 20. Interessant ist die Anschauung aus der modernen Militärgeschichte, die *John Keegan*, Die Schlacht. München 1981, bes. S. 81f., vermittelt.

Die Verheißung des Ruhms, des Nachlebens im Gedächtnis war, so vermute ich, das notwendige Komplement für eine solche Bereitschaft, sein Leben zu wagen. Und entsprechend waren es die Dankbarkeit der Überlebenden und das Lob der *epitaphioi*, das daher vermutlich durchaus auf bereitwillige Aufnahme gestoßen sein wird (und nicht so schal klang wie für uns heute)^{137a)}.

Daß dabei – wie neuerdings herausgestrichen¹³⁸⁾ – der überlebenden Krieger nicht gedacht wurde, gibt wenig zu denken: Hier ging es um eine Totenfeier. Wer lebend aus dem Krieg zurückkehrte, konnte nach der Schlacht ausgezeichnet werden, und er nahm – zusammen mit allen andern – an der, vermutlich feierlichen, Heimkehr und an der gegebenenfalls veranstalteten Siegesfeier nach der Schlacht und nach der Heimkehr teil.¹³⁹⁾ Und es ging um den letzten Tag einer dreitägigen Feier, den Abschluß der Trauer und den Moment, da man den Blick wieder in die Zukunft richtete.

Dabei spielte die Polis Athen eine besondere Rolle. Für sie waren die Toten gefallen. Anlaß genug also, auch sie zu preisen. Aber die Lebenden sollten auch das Vermächtnis der Toten fortführen. So hatte hier zugleich der Anspruch der Polis an ihre Bürger seinen Platz.

Nicole Loraux hat sehr betont, daß die Polis in der Gefallenenrede nicht nur als *polis-collectivité*, sondern auch als *toute puissante polis*, die man zu verehren und zu lieben habe, erscheine. Sie findet das verwunderlich, weil doch an sich damals „die Männer die Stadt“ waren.¹⁴⁰⁾ Allein, diese Formel ist nicht für uns gesprochen, um nämlich den Unterschied zum modernen Staat zu bezeichnen, sondern für Griechen, und der Satz verneint lediglich, daß die Mauern die Stadt seien (und gehört zudem in eine ganz besondere Situation). Er schließt also keineswegs aus, daß die Polis mehr war als die Summe ihrer Bürger.¹⁴¹⁾

^{137a)} Vgl. freilich Müller, *Schöner Tod* (wie Anm. 116), 330f.

¹³⁸⁾ Loraux, *L'Invention* (wie Anm. 124), 99f.

¹³⁹⁾ Connor, *Early Greek Land Warfare* (wie Anm. 10), 17.

¹⁴⁰⁾ Loraux, *L'Invention* (wie Anm. 124), 276. Das Zitat Thukydides 7,77,7.

¹⁴¹⁾ Anders Veyne, *Critique* (wie Anm. 117), 902; *ders.*, *Brot und Spiele*, Frankfurt am Main 1988, 169. Aber es kommt ihm dort nur auf die Abgrenzung der Polis gegen den Staat an, insofern trifft er das Rechte. Hier dagegen geht es um die genauere Bestimmung des antiken Tatbestands. Vgl. Veyne, *Critique* (wie Anm. 117), 900: „Le citoyen était ... un instrument de la cité.“

Eben das aber ist nicht einfach eine „Erfindung“, eine „Ideologie“, oder sofern es dies gewesen sein sollte, spiegelte es doch recht genau die Wirklichkeit: In diesem Athen hatte sich die Polis zweifellos objektiviert. Die griechische Demokratie und ganz besonders die attische des 5. Jahrhunderts beruhte auf einer außerordentlichen, welthistorisch einzigartigen Beanspruchung der Bürger, im Politischen wie im Militärischen. Wie diese Beanspruchung zustande kam und wirkte, kann man von bestimmten sozialpsychologischen Mechanismen her rekonstruieren.¹⁴²⁾ Aber es konnte nicht ausbleiben, daß diese Mechanismen zu einem bestimmten Selbstbewußtsein gerrannen. Das war einerseits in den Einzelnen die schon erwähnte Bürger-Identität, das weitgehende Selbstverständnis als Bürger. Wenn aber so viele Bürger im Innern wie vor allem nach außen politisch tätig waren, so mußten sie zugleich einen bestimmten Polis-Begriff hervorbringen. Wohl, die Polis waren sie alle, die Bürger. Aber sie alle waren eben zugleich die Polis. Und je intensiver sie es waren, um so mehr verdichtete sie sich zu einem großen Subjekt. Wenn sie sich gegenseitig in die Pflicht nahmen, so konnte es kaum ausbleiben, daß sie eben darin die Anspruchsfülle ihrer Stadt erfuhren. Sie war freilich nicht in bestimmten Instanzen versammelt wie der moderne Staat. Vielmehr sammelten sich in ihr wie in einem Hohlspiegel die psychischen Energien, die ihre Bürger an sie wandten. Sie war so fordernd, wie ihre Bürger es waren. Zudem war sie als Stadt greifbar und glanzvoll im Raum vorhanden – und im Gedächtnis, denn sie überdauerte die Zeit. Zwischen den Bürgern objektivierte sich also der Begriff des Ganzen, das sie ausmachten: so sehr sie sich daran beteiligten, so sehr es ihnen kommensurabel war. Es war viel mehr als jeder Einzelne, gerade weil jeder Einzelne (aufs Ganze gesehen) so viel dazu beitrug. Und wie „die Polis“ als das Zentrum erschien, das den Bürger in Anspruch nahm, so sorgte „sie“ dann auch für Witwen und Waisen. Auch das ließ sich wohl am ehesten als Wirkung „der Polis“ verstehen, als Werk näherhin einiger im Turnus wechselnder Beauftragter, letzthin aller Bürger.

Anspruchsvolle Bürger-Identität und der Begriff einer anspruchsvollen Polis waren also komplementär zueinander. In Athen wie nirgends sonst. Gerade im Polis-Begriff drückte sich die Dynamik, die Größe der Stadt aus. Und mit dieser Größe war jener

¹⁴²⁾ *Meier/Veyne*. Kannten die Griechen (wie Anm. 72). 67 ff., 76 ff.

„Sinnkredit“ gegeben, aufgrund dessen die Bürger einer Stadt wirklich bereit waren, für diese und füreinander sich einzusetzen – bis weit in den Peloponnesischen Krieg hinein.¹⁴³⁾

Anders hätte Athen im 5. Jahrhundert eine so bedeutende Rolle nicht spielen können. Die attische Bürgerschaft war – verglichen mit ihrem Herrschaftsbereich – lächerlich klein. 40000 Bürger (immer die erwachsenen Männer gezählt) beherrschten mehrere Hunderttausend. Gewiß gab es gemeinsame Interessen zwischen den Athenern und ihren „Bundesgenossen“; keineswegs alle litten unter Athens Herrschaft.¹⁴⁴⁾ Eine entschiedene herrschende Gruppe, ein Kreis von mehr oder weniger freundlich Gesonnenen und eine große Minderheit von potentiell Unfreundlichen, das mag sich tragen. Die athenische Flotte war allen andern weit überlegen. Auch an Erfahrung ihres Personals; und man meinte, dieser Vorsprung ließe sich am wenigsten leicht einholen.¹⁴⁵⁾ Und doch konnte etwa die Insel Samos, als sie abfiel, der Stadt große Schwierigkeiten und Ängste bereiten.¹⁴⁶⁾ Die Überlegenheit Athens war also durchaus gegeben, doch die Fäden, an denen sie hing, waren nicht sehr stark.

Da mußte man seine Kräfte aufs stärkste anspannen. Und das haben die Athener offensichtlich getan. Sie kennen kein anderes Fest als sich ununterbrochen abzumühen, warf man ihnen vor. Und doch hatten sie, wie Perikles dagegenhielt, mehr Feste als alle andern.¹⁴⁷⁾ Politik (alle 14 Tage etwa eine Volksversammlung!) und Kriegführung, Feste und alles, was dazu gehörte – es muß ein vergleichsweise atemberaubendes Leben gewesen sein, bis in den Alltag hinein, mindestens für einen großen Teil der Bürger. Aber dank der Tendenz starker Ideale einer entschiedenen Minderheit, zugleich für die Allgemeinheit maßgebend zu sein, mußten sie das Ganze be-

¹⁴³⁾ Dann freilich ändert es sich: *Gilbert Murray*, Reactions to the Peloponnesian War in Greek Thought and Practice, in: *JHS* 64, 1944, 2; *Edmond Lévy*, Athènes devant la Défaite de 404. Histoire d'une Crise Idéologique. Paris 1976.

¹⁴⁴⁾ *Geoffrey Ernest Maurice de Ste. Croix*, The Character of the Athenian Empire, in: *Historia* 3, 1954/55, I ff. Vgl. aber dagegen auch *Donald W. Braden*, The Popularity of the Athenian Empire, in: ebd. 9, 1960, 257 ff.; *Russell Meiggs*, The Athenian Empire. Oxford 1972, 375 ff.

¹⁴⁵⁾ Thukydides 1,143.

¹⁴⁶⁾ Ebd. 8,76,4. Vgl. *Plutarch*, Perikles 28,7f.

¹⁴⁷⁾ Thukydides 1,70,8 u. 2,38,1.

stimmen. Man lebte ständig eher über seine Kräfte als an deren Rand.

Da mußte man aber auch alle Kräfte aufs geschickteste und intensivste nützen. Und dazu diente die neue Weise, Krieg und Außenpolitik zu planen. Die Aufgabe im – relativ gesehen – Riesenraum vom Schwarzen Meer bis Zypern (und Ägypten) und Westgriechenland (und Sizilien) war ungeheuerlich, verglichen etwa mit den punktuellen Kriegen und Unternehmungen (auch denen der spartanischen Hegemonialmacht) in früherer Zeit. Und völlig neu. Entsprechend voraussetzungslos war die Lösung. Sie resultierte aus kalter Berechnung der Machtfaktoren. Und gemäß den starken aktiven Komponenten, der Dynamik der Stadt hielt man sich vor allem an harte Fakten. Wenig einfühlende Psychologie, wenig Berührung mit der Komplexität der verschiedenen Städte, wenig Tuchfühlung mit der Wirklichkeit im übrigen Griechenland, eben: fremdkörperhaft.

Und das steigerte sich im Peloponnesischen Krieg, als alles auf die Probe kam. Da setzte man immer mehr auf Gewalt, auf Härte, auf Brechen jeden Widerstands. Neutralität galt oft schon als Einwand gegen Athens Macht. Nur Haß schien ihnen den nötigen Respekt zu bezeugen. Thukydides hat dieses ungebundene, nur auf direkte Durchsetzung zielende Denken im Melierdialog (5,85 ff.) charakterisiert; vielleicht überscharf, aber kaum ganz falsch. Recht erkennen die Athener da nicht an; das gelte nur zwischen Gleichstarken. Sonst diktiere der Mächtige, und der Schwache füge sich. So einfach war das. Und sie erklären, daß es so der Natur entspräche. Sie hätten dies Gesetz nicht erfunden, sondern übernommen.

Keine der wohlthätigen Verhüllungen von Machtansprüchen also, auf die sich die Römer so gut verstanden, keine der Rücksichten wenigstens in den Worten, die zum Dienst an der Macht gehören.¹⁴⁸) Jener Rücksichten, die den, der sie nimmt, ein wenig auch selber binden. Kein Versuch auch nur, ein Recht vorzuweisen, und sei es noch so fadenscheinig. Statt des Versuchs einer Rechtfertigung (der römisch gewesen wäre) „Naturfertigung“ (wenn ich das so ausdrücken darf). Was die Athener hier und anderswo vortragen, sind zwar bittere Wahrheiten, aber sie sind nicht mehr wahr, sobald

¹⁴⁸) Vgl. *Hermann Strasburger*, Thukydides und die Selbstdarstellung der Athener, in: ders., Studien (wie Anm. 49), 676 ff.

man sie in praxi zum Nennwert nimmt. Genau davon aber scheinen die Athener nicht weit entfernt gewesen zu sein. Weitgehend auf den momentanen Erfolg gerichtet, wohl taktisch, ungewiß ob auch strategisch, politisch aber war es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht.

Diese Voraussetzungslosigkeit des strategischen Denkens war nicht zuletzt dadurch bedingt, daß Athen nach den Perserkriegen gleichsam über Nacht, ohne langes Ringen, ohne Gewöhnung zur Großmacht geworden war. Da hatte sich das neue Denken eher neben das alte gesetzt, als daß es aus diesem hervorgegangen wäre. Auch im breiten Volk, das einerseits noch im Peloponnesischen Krieg, noch im 4. Jahrhundert, etwa an den alten religiösen Kriegsbräuchen festhielt, jedesmal vor der Schlacht opfern ließ, betete, Seher befragte und Zeichen beachten ließ¹⁴⁹), das andererseits aber an der neuen Politik voll teilhatte. Die Tragödie hat eine Zeitlang die Kluft zwischen Altem und Neuem zu überbrücken, innerhalb aller Rationalität und Modernität die Stimme der Götter und des Mythos zur Geltung zu bringen gesucht.¹⁵⁰) Viel Erfolg hatte sie nicht, aber vielleicht doch einigen.

Eine ähnliche Voraussetzungslosigkeit des Denkens griff seit 461 in der attischen Innen- und Verfassungspolitik um sich. Auch darin entfernte sich Athen weit sowohl vom Herkommen wie von den Zeitgenossen. All das gehörte zu den Bedingungen, zu den Herausforderungen, der Größe, der Klassik und der Nachwirkung Athens.

Die Summe dieser Betrachtung lautet: ohne Krieg (und Seebund) keine Demokratie. Ohne Demokratie nicht die Konservierung des Seebunds, die Kraft der Außenpolitik, die lange Reihe weiterer Kriege.

Krieg und Demokratie waren die Voraussetzungen der attischen Dynamik (übrigens bis hin zur Kunst), und die wieder stärkte die Demokratie und führte oft genug zum Krieg.

In diesem Prozeß, dem die bedeutendste, nachwirkendste Ausformung der griechischen Polis verdankt wird, übernahm sich diese Polis zugleich. Ihre Größe verdankt sie einer Bewegung, welche ihre eigenen Voraussetzungen schließlich verzehrte. Dank dieser Polis

¹⁴⁹) *Lonis*, *Guerre* (wie Anm. 26).

¹⁵⁰) *Meier*, *Politische Kunst* (wie Anm. 94).

wurde im 5. Jahrhundert die Polis-Welt der Griechen (als Welt vieler freier, unabhängiger Poleis) zu Ende gebracht.

Gerade die Geschichte des Kriegs kann das illustrieren. Zur Polis-Welt der Griechen gehörte der duellartige Krieg. Wenn Athens Kriegführung weit darüber hinaus zielte, so war das durch die außerordentliche Begegnung mit den Persern provoziert und es ergab sich weiterhin daraus, daß der Stadt die Rolle der führenden Macht, der Herrschaft über den Großteil der Griechen zufiel. So wenig wie die herkömmliche Kriegführung war die politische Psychologie der Athener dem gewachsen. Aber in der einen wie der andern Hinsicht vermochten sie neue Mittel zu entwickeln, die freilich von solcher Art waren, daß sie sich mit der Dynamik der Stadt erschöpften. So scheiterte der Versuch, über die materiellen, biologischen und mentalen Grenzen der Polis-Welt hinauszukommen.

Der Zusammenbruch war zwangsläufig, als Athens Dynamik sich schließlich so steigerte, daß sie nur um so schneller auf die Peripetie hinlief. Es war wie in der Tragödie.

Dann geriet Griechenland wieder unter den Einfluß der Perser, anschließend der Makedonen. Die Demokratie Athens blieb zwar bestehen, aber die Bürger-Identität ließ nach, man individualisierte sich stärker, widmete sich mehr der Wirtschaft – und begann, den Frieden zu verehren (ohne daß deswegen viel weniger Kriege geführt worden wären; aber vielfach mit Söldnern). Man besann sich darauf, daß Griechen untereinander keinen Krieg mehr führen sollten, sondern nurmehr gegen außen. Die Demokratie aber begann zu tun, wozu nach Max Weber ein herrschaftsfreier Verband tendiert, nämlich sich zu einer Honoratiorenverwaltung zu modifizieren.¹⁵¹⁾

Es sind diese Griechen, speziell diese Athener, welche gerade auch als Krieger ihren Manneswert, ihr umfassendes, allgemeines Menschentum bewährten – und in Frage stellten; die durch ihre Kunst, Dichtung, Geschichtsschreibung und nicht zuletzt durch ihre Philosophie das Abendland aufs Nachhaltigste bestimmten. Diese Griechen, denen wir das Wissen von der Möglichkeit der Demokratie verdanken, ohne das es bei uns vielleicht nicht zu Demokratien gekommen wäre, nicht zu einem Staat, der fähig war, Monarchien durch Republiken in den Größenverhältnissen unseres Europa zu ersetzen.

¹⁵¹⁾ *Weber*, *Wirtschaft und Gesellschaft* (wie Anm. 7), 170.

Speziell wir in Deutschland haben ein besonderes Verhältnis zu ihnen, spätestens seit Winckelmann. Aber es fragt sich, ob wir sie uns nicht vielleicht zu sehr zum Vorbild genommen haben. Auch wir hatten im letzten Jahrhundert eine Zeit, in der wir ziemlich voraussetzungslos mit einer rasch erworbenen Großmachtstellung fertigzuwerden hatten. Wo der Sinn für die Imponderabilien so rasch nicht mitwuchs, der Bismarck noch so sehr eigen war. Bittere Wahrheiten klar zu erkennen, die nicht mehr wahr sind, sobald sie in praxi zum Nennwert genommen werden – ob wir dazu nicht auch neigen? Ob vielleicht manche unserer Vorfahren zu viel – und nicht das Richtige bei Thukydides gelernt haben?

Es wäre kein Grund, sich nicht mehr mit den Griechen zu beschäftigen, sondern – mit vielen andern zusammen – eher einer dafür, es gerade zu tun. Man muß sie nur als das nehmen, was sie sind: ungeheuer fremd. Sollte die deutsche Altertumswissenschaft das innerhalb nützlicher Frist nachzuvollziehen in der Lage sein, so könnte das ihr – und der „Relevanz“ des Fachs Geschichte – sehr zugute kommen. Sie müßte dazu freilich ihren Gegenstand von außen sehen – aber das müssen wir ja alle, seit Europa nicht mehr die Mitte der Welt ist.

Zusammenfassung

Der Aufsatz versucht eine Typologie der Kriege der archaischen Zeit der Griechen, um auf deren Folie die Besonderheit des 5. Jahrhunderts zu zeichnen. Vor allem fragt er nach der Bedeutung des Krieges für die Geschichte Athens, die Herausbildung der Demokratie, die Entwicklung von Wirtschaft, Kunst, Könnens-Bewußtsein sowie nach den Voraussetzungen der immer neuen Kriegsbeschlüsse, der Auffassung vom Tod in der Schlacht.